

Ferien vom Krieg

Sommer 2002



Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber und Bestelladresse:

**Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln**

Erste Auflage: März 2003, 10.000 Exemplare

Redaktion: Helga Dieter

Titelfoto:
Begegnung zwischen Israeli und Palästinensern

Layout: Helga Dieter, Martin Singe
Presserechtlich verantwortlich: Helga Dieter, Frankfurt
Druck: hbo-druck, Einhausen

ISBN: 3-88906-102-8

Bitte verteilen Sie diese Broschüre weiter!

Bestellungen nur gegen Vorkasse (Scheck/Bargeld)!
Bestelladresse s.o.

Preise incl. Porto bei Vorkasse:
Einzelexemplar: 5 EURO
5 Exemplare: 15 EURO
10 Exemplare: 20 EURO

Ferien vom Krieg

**Dokumentation zu den Ferienfreizeiten
für Flüchtlingskinder aus den Nachfolgestaaten
des ehemaligen Jugoslawien**

**und zu den Begegnungen
zwischen israelischen und palästinensischen
Jugendlichen und jungen Erwachsenen**

Sommer 2002

Komitee für Grundrechte und Demokratie



Helga Dieter

Die Aktion „Ferien vom Krieg im Sommer 2002“

Einleitung

In diesen Tagen (Ende Februar 2003) läuft der „Count-down“ für einen neuen Krieg. Ein Tyrann soll beseitigt werden, der Tod von tausenden IrakerInnen wird billigend in Kauf genommen. Fiebernd wird nach einem Vorwand gesucht, den die Waffeninspektoren im Irak bisher nicht geliefert haben, damit die bereits aufgezugene, ungeheuerere Kriegsmaschinerie losschlagen kann. Die Propaganda läuft auf Hochtouren, wenn auch weniger erfolgreich als bei den letzten Kriegen. Und dies ist das Erfreuliche: Die Menschen werden wach. Sie haben sich nicht an die Rhetorik vom „gerechten Krieg“ gewöhnt. Millionen protestieren auf den Straßen in aller Welt. Diese Menschen sind nicht mehr bereit zuzuschauen, wie Tausende von Menschen, als „Kollateralschäden“ definiert, für hegemoniale Machtansprüche und ökonomische Interessen sterben oder Kinder verhungern und erfrieren.

Der Friedensschluss von Dayton liegt über sieben Jahre zurück – seitdem ist Bosnien UN-Protectorat. Viele Hilfsorganisationen sind zu den neuen Kriegsschauplätzen weitergezogen. Soeben erreichte uns ein Brief von Edina. Die „alten“ FerienpatInnen erinnern sich vielleicht an ihre Lebensgeschichte, die im Spendenaufruf 1997 abgedruckt war. Auf der Flucht stand sie mit ihrer Familie bei einer Hilfsorganisation an, die Essen verteilte. Sie hörten in der Nähe Detonationen, aber sie blieben stehen, weil sie ausgehungert waren. Edinas Eltern und ihr Bruder wurden von einer Granate zerrissen, sie selbst wurde verletzt und hat heute noch Granatsplitter im Körper. Seitdem lebt sie als Flüchtling in Tuzla. Jetzt ist sie 20 Jahre alt. Sie versuchte, ihren Lebensunterhalt als Aushilfe in einer Bar zu verdienen. Nach einem halben Jahr hat der Eigentümer sie rausgeworfen, weil sie nicht „nett“ genug zu den männlichen Gästen war. Nun sucht sie verzweifelt nach einem „anständigen“ Job. Das ist aussichtslos. Der Strom wurde ihr abgestellt, weil sie ihn nicht bezahlen konnte, auch Holz ist zu teuer. Sie friert in diesem kalten Winter. Essen schenken ihr Nachbarn. Das sind Kriegsfolgen – noch nach sieben Jahren UN-Protectorat! In den anderen Ländern des ehemaligen Jugoslawiens ist die Situation nicht besser.

Im Sommer 2002 konnten sich 1.550 Kinder, Jugendliche und ihre BetreuerInnen aus allen Kriegsgebieten des Balkans von diesem Elend für zwei Wochen am Strand in Kroatien, Montenegro und am Ohrid-See erholen:

730 Personen kamen aus allen Teilen Bosniens, aus Kroatien und Serbien zu sechs Freizeiten ins Hotel „Nimfa“ in Živogošće an der Makarska-Riviera/Kroatien; weitere 400 reisten aus Serbien und der serbischen Republik Bosniens nach Bijela/Montenegro; 180 fuhren aus Mitrovica und Rahovac im Kosovo nach Ulcinj in Montenegro; 240 kamen aus den nördlichen Kampfgebieten Mazedoniens und erholten sich am Ohrid-See im Süden Mazedoniens.

Um möglichst vielen Kindern von 10-14 Jahren dieses Erlebnis zu gönnen, kommen jedes Jahr andere zu den Freizeiten. (Ausnahmen bestätigen die Regel, z.B. alle Kinder aus Heimen dürfen häufiger teilnehmen, Krankheitsgründe u.ä.). In diesem Jahr gab es in Živogošće auch eine Gruppe mit Jugendlichen, die als Kinder schon einmal bei einer Freizeit gewesen sind. Unsere langjährigen Partnerorganisationen vor Ort schicken in der Regel BetreuerInnen, die schon in den Vorjahren teilgenommen haben, damit das gemeinsam erarbeitete Konzept nicht immer wieder neu diskutiert werden muß. Diese 150 erfahrenen und engagierten BetreuerInnen, die zwei Wochen lang hart arbeiten und häufig ihre psychischen und physischen Kräfte verausgaben, alle namentlich zu nennen, würde zu weit führen. Sie haben die Abschiedsszenen mit den schluchzenden Kindern miterlebt, als diese sich von den neuen Freunden, die angeblich die alten Feinde sind, trennen mussten. Deshalb arbeiten sie jeden Sommer engagiert mit – trotz der Anstrengungen!

Darüber hinaus gibt es bei jeder Freizeit neben den vom Komitee beauftragten KoordinatorInnen, die in den einzelnen Beiträgen nachfolgend berichten, ein bis zwei weitere Mitglieder des „deutschen Teams“. Einige davon sprechen die drei (angeblich unterschiedlichen) neuen Landessprachen als eine Muttersprache. Vilims Eltern gehörten zu den ersten kroatischen Einwanderern. Er wurde schon während des Bosnien-Krieges von Hanne und Klaus Vack zur Mitarbeit bei den „Ferien vom Krieg“ gewonnen. Seine Kletterpartien und Hamlet-Inszenierungen werden Tausende von Kindern nie vergessen. Mirta studierte in Deutschland Psychologie und arbeitete bei den Kinderfreizeiten so intensiv mit den ausdrucksvollen Puppen, die uns die Künstlerin Mona Manson gespendet hat, dass Mirta jetzt eine Fortbildung als Therapeutin für Puppenspiel

macht. Dzenita lebt als Flüchtling in Frankfurt und macht demnächst Abitur. Nach einigen Vorgesprächen traute sie sich und wir ihr einen so schwierigen Praktikumsplatz zu. Das war eine gute Entscheidung für alle Beteiligten.

Einige junge Leute haben in Bosnien ein Jahres-Praktikum absolviert und kamen dabei mit dem Projekt „Ferien vom Krieg“ in Kontakt. Sie haben in dieser Zeit die Sprache fließend gelernt und arbeiten nun auch während des Studiums bei den Freizeiten mit: Bobby, Rebekka und Ilona spielen aus vielen Gründen für die Kinder eine wichtige Rolle: Als starke, erwachsene Frauen, als kaum ältere Freundinnen, als „Jungbrunnen“ im Team, als sprach-verständige Vertrauenspersonen und als Betreuerinnen mit attraktiven Angeboten wie Jonglage, Wandmalerei usw.

Andere Mitglieder des deutschen Teams verständigten sich erfolgreich mit Händen und Füßen. Sigbert und Klaus haben wieder den vollgepackten, alten Kleinbus über die Alpen und durch den Zoll gebracht. Sigbert hat dann bei den Workshops, fast ohne Worte, in die Computersprache eingeführt. Klaus war besonders beliebt, weil in seinem Freizeitangebot Perlenarmbänder aufgefädelt und als Zeichen der Freundschaft verschenkt werden konnten. Da er den ganzen Sommer in Živogošće blieb, konnte er Erfahrungen und Ideen von Gruppe zu Gruppe vermitteln. Veronika bereitete sich auf ihre Teilnahme an zwei Freizeiten durch einen Sprachkurs vor. Für ihre phantasievollen Angebote ist der Begriff Kreativität keine Platitüde. Rebekka B. gewann die Sympathie der Kinder durch ihre Jonglage-Angebote und als Tattoo-Zeichnerin.

Als vor vier Jahren ein Shiatsu-Therapeut seine Mitarbeit bei der Aktion „Ferien vom Krieg“ anbot, waren wir zunächst ziemlich zurückhaltend: Traumatisierte Kinder vom Balkan und fernöstlich inspirierte Körper-Therapien, das schien uns kulturell unvereinbar. Inzwischen sind die heilenden Hände, die medizinischen Kenntnisse und das Zupacken der Shiatsu-TherapeutInnen bei unseren Freizeiten nicht mehr wegzudenken. Shiatsu wurde ursprünglich in Japan entwickelt. Es ist eine Ganzkörperbehandlung am bekleideten Menschen. Da der Begriff Massage international verstanden wird, wissen die Kinder nach der Ankündigung vage, was sie erwartet. Wirkungsvoller aber ist die begeisterte Flüsterpropaganda nach der Behandlung. Die Dauer einer Massage beträgt bei Kindern zwischen 10 und 20 Minuten. Mit ihren heilenden Händen arbeiteten bei den sechs Freizeiten in Živogošće: Peter und Ruth Pach, Birgit Mary, Almuth Grünefeld und Heiko Lehmkuhl, Britt Altenkortt, Anita Wilmes und

Johanna Stengel, Astrid Mumm und Helga Krimphove.

Auch bei den drei Freizeiten für albanische und serbische Kinder aus dem Kosovo in Montenegro gab es beruhigende Shiatsu-Massagen, und zwar von Montserrat Romero, Eckhard Meyer und Gotho Wanderer. Am Ohrid-See entspannten sich mazedonische Kinder bei den Behandlungen durch Helga Krimphove, Maria Kathrein und Evelin Jacob. Herzlichen Dank an alle Shiatsu-TherapeutInnen für diese wichtige, ehrenamtliche Arbeit, besonders an Helga Krimphove, die die Koordination übernommen hat.

Die Aktion „Ferien vom Krieg“ verstehen wir als exemplarische, friedenspolitische Praxis. Dass sich bisher die Kinder der angeblichen Feinde nur im ehemaligen Jugoslawien getroffen hatten, war mehr geografischen, pragmatischen und finanziellen Gründen geschuldet als politischen. Im Prinzip sind „Ferien vom Krieg“ in allen Spannungsgebieten zu wünschen. Natürlich können wir das nicht realisieren.

Seit Anfang des Jahres 2002 planten wir eine Erweiterung des Projektes für junge Menschen aus Israel und Palästina. Das haben wir im letzten Spendenaufruf nur angedeutet, weil wir selbst daran zweifelten, ob dies gelingen könnte. Auch mussten wir unseren VerhandlungspartnerInnen Diskretion zusichern, da solche Begegnungen in Israel nicht gern gesehen werden und in Palästina unerwünscht, wenn nicht verboten sind. (Die Auskünfte dazu sind widersprüchlich.) Es ist nicht einfach, in der Öffentlichkeit um Spenden zu werben, wenn man nicht sagen kann, mit welchen Organisationen oder Personen die Begegnungen geplant sind, wer daran teilnehmen soll, und wo sie stattfinden werden. Herzlichen Dank an alle unsere Spenderinnen und Unterstützer für ihr Vertrauen!

Es hat viele Anstrengungen und Nerven gekostet, bis junge Menschen aus Israel und Palästina (Westbank) zwei Wochen gemeinsam unter einem Dach gelebt haben und sich intensiv über ihre Sichtweisen des Konflikts auseinandergesetzt und verständigt haben. Es gab zwei selbst organisierte Gruppen, also ohne den Hintergrund einer größeren Organisation, mit je 13 Israeli und Palästinensern im Alter zwischen 20 und 26 Jahren. Zu einer weiteren Freizeit kamen 20 Jugendliche (16-18 Jahre) aus Israel, die von der bekanntesten Friedensschule „Neve Shalom-Wahat al Salam“ (Oase des Friedens) ausgewählt worden waren zusammen mit 20 Jugendlichen aus den besetzten Gebieten und Ost-Jerusalem, ausgewählt von einer Organisation der palästinensischen Friedensbewegung. Insgesamt machten 92 junge

Leute aus dem Nahen Osten „Ferien vom Krieg“ in der schönen Landschaft zwischen Köln und Bonn.

Diese Begegnungen wären nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung deutscher Diplomaten. Besonders danken möchten wir für ihren außerordentlichen Einsatz zum Gelingen des Projektes dem Sozialattaché in Tel Aviv, Herrn Frank von Auer, der Visa-Abteilung in der deutschen Vertretung Ramallah, Herrn Andreas Fiedler aus der Botschaft in Amman und dem Bundestagsabgeordneten Christian Sterzing. Die MitarbeiterInnen der Jugendakademie haben sich fürsorglich auf diese besonderen Gruppen eingestellt. Zu der Dokumentation der israelisch-palästinensischen Begegnungen hat Doris von der Felse durch ihre Notizen und Gedanken beigetragen. Die Abschlussdokumente der TeilnehmerInnen wurden aus dem Arabischen bzw. Hebräischen übersetzt von Maroun Asfour, Nurit-Jacobsen Abed Schokry, Dina Stein, Khalil Toama, Israela Würger – ihnen allen ein herzliches Dankeschön!

Schwerpunkt dieser Broschüre sind Berichte über die drei Begegnungen junger Israeli und Palästinenser, obwohl diese von der Zahl der TeilnehmerInnen (92) gegenüber den Freizeiten auf dem Balkan (1550) nur eine kleine Gruppe in dem Projekt bildeten. Gemeinsame Freizeiten mit Angehörigen der verfeindeten Gruppen sind im Kosovo immer noch nahezu unmöglich. Dagegen können sich inzwischen Bosnier, Kroaten und Serben, zumindest bei unseren Freizeiten, ohne Probleme treffen, obwohl dies in den jeweiligen Gesellschaften immer noch außergewöhnlich ist und mit bürokratischem Aufwand (Visa usw.) verbunden ist. Die Armut als Kriegsfolge wird in den meisten Gebieten des ehemaligen Jugoslawien eher schlimmer als besser.

Wir wissen, dass bei durchschnittlich sinkenden Einkommen die Spendenfreudigkeit notgedrungen nachlässt. Das spürt unser Komitee auch bei seiner menschenrechtlichen und friedenspolitischen Arbeit in Deutschland. Umso höher schätzen wir die anhaltende Bereitschaft zur Übernahme einer Ferienpatenschaft und das Engagement bei Sammlungen in vielen Friedensgruppen, Schulklassen, Kirchengemeinden, Betrieben, bei Festen usw. Stellvertretend für alle, die sich aktiv für die Finanzierung der Aktion „Ferien vom Krieg“ einsetzen, wollen wir einige nennen: die Bosnieninitiative der Evangelischen Cyriakusgemeinde in Frankfurt, die katholische Gemeinde Eschhofen in Limburg, die Reformschule in Kassel und Frau Hofmann in der Stadt Karben sowie Katha Pollitt aus New York, die jedes Jahr in ihrer Kolumne in der Zeitschrift „nation“ zu Spenden aufruft.

Herzlichen Dank an alle Spenderinnen und Unterstützer des humanitären und friedenspolitischen Projekts „Ferien vom Krieg“! Wir hoffen, dass wir im Sommer 2003 die Aktion „Ferien vom Krieg“ im hier dargestellten Umfang und mit unseren bewährten Partnerorganisationen wieder realisieren können.

Bitte fordern Sie den neuen Spendenaufruf an bei:

**Helga Dieter, Flußgasse 8, 60489 Frankfurt,
Tel. 7892525, Fax 78803666**

Organisatorische Bemerkungen:

1. Wir haben unseren UnterstützerInnen im Oktober bereits einen Kurzbericht über den Verlauf der Aktion „Ferien vom Krieg“ zugesandt. Deshalb gibt es in einigen Abschnitten dieser Broschüre, die sich an einen größeren Adressatenkreis wendet, einige Überschneidungen.

2. Da die Adressen der Mitglieder und Förderer des „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ mit denen der „FerienpatInnen“ des Sonderkontos für die Freizeiten maschinell noch nicht abgeglichen werden können, ist es möglich, dass einige unserer SpenderInnen diese Broschüre doppelt erhalten. Werben sie dann bitte damit um neue „FerienpatInnen“.

3. Alle Beteiligten an dem aufwendigen Projekt „Ferien vom Krieg“ arbeiten ehrenamtlich. Sehen Sie uns deshalb bitte kleine Organisationsprobleme nach. Sie können uns bei deren Lösung helfen, wenn Sie bei allen Banküberweisungen (auch on-line!) in die Spalte „Verwendungszweck“ Ihre Adresse eintragen, denn die Banken teilen bei Überweisungen nur die Namen mit, und es ist sehr aufwendig bis unmöglich, die Adressen herauszufinden. Schicken Sie dann sicherheitshalber bitte noch eine Kopie der Überweisung mit Ihrer Adresse an:

Günter Pabst, Höhenstr. 14, 65824 Schwalbach

**Sonderkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie
Kto-Nr. 8013055 bei Volksbank Odenwald BLZ 508 635 13**

Vielen Dank!

Helga Dieter

Die Begegnung zwischen jungen Israeli und Palästinensern: Bis sie endlich da waren

**Von jordanischen T-Pässen und israelischen Reisedokumenten,
Ängsten und Verdächtigungen, kooperativen Diplomaten und
misstrauischen Schlapphüten**

Es gab immer Menschen in Israel und Palästina, die den Dialog gesucht haben, und Organisationen, die ihn ermöglicht haben. Insofern war unser Vorhaben nicht originär. Deshalb war ich erstaunt, dass es für diesen Sommer offenbar nirgendwo Planungen für solche Treffen gab. Über Empfehlungen und Netzwerke habe ich seit Ende Januar 2002 Kontakte zu verschiedenen Gruppen der Friedensbewegung in Israel und Palästina aufgenommen, das Spektrum reichte von den Pfadfindern bis zu bekannten Friedensgruppen.

Die meisten der Angeschriebenen hielten das Vorhaben in Anbetracht des täglich eskalierenden Konfliktes für unrealistisch. Bei jedem Militärschlag und bei jedem Selbstmord-Attentat sei die Bereitschaft zu Gesprächen geringer geworden, es fänden sich kaum noch Menschen, die den Dialog suchten. Eine bekannte palästinensische Intellektuelle machte mir nachdrücklich deutlich, dass sie solche Begegnungen inzwischen auch für kontraproduktiv halte, da sie eine Realität vorspiegelten, die es so nicht mehr gäbe. Das sei eine Propaganda-Show! Wenn bei einer solchen Freizeit dann eine Nachricht über Tote bei einem Angriff bekannt würde, käme es sicher zu Schlägereien. An der Basis seien solche Begegnungen nicht mehr möglich und auch nicht wünschenswert. Einige der israelischen Gesprächspartner, darunter auch Träger von Friedenspreisen, versprachen Unterstützung bei der Vermittlung von Gruppen, Projekten oder Schulen beider Seiten, letztendlich konnten aber auch sie nicht weiterhelfen.

Überraschend entwickelte sich im Februar 2002 eine Kooperation mit Mitgliedern vom „Nahost-Arbeitskreis Darmstadt“, die kurz darauf nach Israel und Palästina reisten. Dort lernten sie dann die einundzwanzigjährige Carol kennen, die zu den „refuseniks“ (Verweigerer des Militärdienstes in den besetzten Gebieten) gehört. Sie hatte im Ausland den jungen

Palästinenser Rashid kennengelernt, beide arbeiten seitdem zusammen. Sie trauten sich zu, aus ihrem jeweiligen Bekanntenkreis und ihren FreundInnen an der Uni je 13 an einem gemeinsamen Dialog interessierte junge Leute einzuladen. Nach gründlichen Erwägungen beschloss der Arbeitsausschuss des Komitees, diesem „Graswurzelansatz“ eine Chance zu geben.

Die bekannte Friedensschule „Neve Shalom-Wahat al Salam“ (Oase des Friedens) schlug uns vor, arabische und jüdische Israeli einzuladen, denn eine Begegnung mit Palästinensern aus der West-Bank sei zur Zeit nicht möglich. Obwohl wir wissen, welche Probleme es zwischen der jüdischen Mehrheit und der palästinensischen (arabischen) Minderheit in Israel gibt, lehnten wir das ab, denn zumindest theoretisch könnten sich diese Jugendlichen auch ohne hohe Flugkosten in den Räumen des Friedensdorfes treffen. Schließlich gelang es „Neve Shalom-Wahat al Salam“ dann aber doch, eine Partnerorganisation aus der palästinensischen Friedensbewegung in den besetzten Gebieten zu finden, die ein Treffen von Jugendlichen für wünschenswert und möglich hielt.

Während der Zeit unserer Planungen wurden im Frühjahr 2002 Ramallah, Bethlehem und Jenin belagert, angegriffen und zerstört. Die potentiellen Partner in Palästina hatten andere Sorgen als Freizeiten zu planen. Telefon- oder e-mail-Kontakte in Orte auf der Westbank waren zeitweise nicht möglich. Dass die gemeinsamen Freizeiten zustandekommen würden, erschien dann auch uns, trotz aller Anstrengungen, unwahrscheinlich. Dennoch planten wir weiter.

Endlich erhielt ich von Rashid die erste Namensliste von 13 KandidatInnen aus Palästina. Ich schrieb eine Einladung und kündigte die Visa-Anträge telefonisch bei der deutschen Vertretung in Ramallah an. Unmittelbar danach wurde Arafat festgesetzt und Ramallah bombardiert. Die Universitäten in der Westbank wurden geschlossen und die StudentInnen sofort nach Hause geschickt. Rashid war verzweifelt, denn er konnte jetzt einige FreundInnen nicht mehr erreichen und schon gar nicht an ihre Papiere kommen. Also suchte er andere politisch interessierte TeilnehmerInnen und schickte eine neue Namensliste, die ich wiederum an die deutsche Vertretung faxte, die inzwischen in ein Hotel in (Ost-)Jerusalem evakuiert worden war. Viele Palästinenser haben jordanische (Flüchtlings-) Pässe. Beim Anruf der deutschen Vertretung erfuhr ich dann, dass alle jordanischen Pässe mit einem T vor der Nummer seit kurzem für Schengen-Visa nicht mehr gültig seien. Die jordanischen Flüchtlingspässe der

F-Serie seien dagegen weiterhin Visa-wert! Sieben der dreizehn Eingeladenen hatten T-Pässe! Die Beamten in der deutschen Vertretung waren so freundlich, im Auswärtigen Amt in Berlin nach einer Sonderregelung für die T-Pässe nachzufragen – ohne Erfolg!

Es wäre für die potentiellen TeilnehmerInnen noch Zeit genug gewesen, einen Pass bei der palästinensischen Autonomiebehörde zu beantragen, aber die Zufahrten nach Ramallah waren von israelischem Militär hermetisch blockiert und die palästinensische Verwaltung zwangsweise geschlossen. Deshalb musste Rashid erneut in seinem Bekanntenkreis nach möglichen TeilnehmerInnen suchen. Das wurde allmählich auch deshalb schwierig, weil zu den Kriterien der Auswahl gute Englischkenntnisse gehörten.

Nur diejenigen PalästinenserInnen, die in Ost-Jerusalem wohnen, können bei den israelischen Behörden ein Reisedokument beantragen. Das tun viele aus politischen Gründen nicht gern, weil sie damit indirekt die israelischen Ansprüche auf die Stadt bestätigen. Um an der Begegnung teilnehmen zu können, bissen sieben junge Leute in den politisch sauren Apfel, so dass es wieder 13 interessierte palästinensische TeilnehmerInnen gab.

Inzwischen herrschte in den meisten Städten der Westbank Ausgangssperre. Unter diesen Umständen war es schwierig für Rashid, an die Papiere seiner sechs FreundInnen zu gelangen, doch irgendwie schaffte er es. Als er mit den sieben TeilnehmerInnen, die in Jerusalem leben, in das Hotel zur deutschen Vertretung kam, nahmen die Beamten nur deren Anträge entgegen. Sie hätten eine neue Vorschrift, wonach alle, die ein Visum beantragen, persönlich in Augenschein genommen werden müssen – eine Folge des 11. September! Ich telefonierte mit der deutschen Vertretung, der Botschaft und dem Auswärtigen Amt und stellte ihnen die Frage, wie sie sich ein persönliches Erscheinen bei der totalen Ausgangssperre und den blockierten Straßen in der Westbank vorstellten? Wir einigten uns darauf, dass die Anträge zumindest entgegengenommen und bearbeitet würden, in der Hoffnung, dass sich die Situation in der nächsten Woche beruhige und die Betroffenen dann bei der Abholung vorsprechen könnten. Die Hoffnung trug. In letzter Minute schalteten sich ein Bundestagsabgeordneter und ein Botschaftsbeamter ein. Irgendwie ging es dann. Auch die TeilnehmerInnen, die nicht persönlich in Augenschein genommen werden konnten, erhielten ein Visum.

Alle PalästinenserInnen, die in Jerusalem leben und ein Reisedokument von Israel vorzuweisen haben, dürfen von Tel Aviv aus fliegen. Alle mit palästinensischem oder jordanischem Pass müssen durch das Nadelöhr Jericho/Allenby-Brücke nach Jordanien reisen und von Amman aus fliegen.

Deshalb war die nächste Hürde für die BewohnerInnen der Westbank, unter den Bedingungen der Ausgangssperre nach Jericho zu kommen. Die zierliche Amal aus Bethlehem hat sich z.B. unter die SchülerInnen gemischt, die pulkweise morgens wieder zur Schule durften, dann ist sie auf einem Moped, das bereit stand, heimlich durch unwegsames Gelände nach Jericho gelangt. Mustafas Vater hat einen „48er“ zum Geschäftspartner, so werden Palästinenser, die 1948 nicht vertrieben wurden und inzwischen israelische Staatsbürger sind, genannt. Dieser hat eine spezielle Erlaubnis und kann in die besetzten Gebiete fahren. Die Soldaten haben bei den Kontrollen auch den jungen Beifahrer mit deutschem Visum und Ticket passieren lassen. Ahmed aus Bethlehem hat sich unter der Ladung eines Lastwagens versteckt und ist bei sechs Checkpoints nicht entdeckt worden. Ein gefährliches Unternehmen! Irgendwie haben es alle geschafft, die israelische Armee zu umgehen oder auszutricksen und nach Jericho zu kommen.

Weder Israel noch Jordanien sind am Reiseverkehr zwischen den Ländern interessiert. In Jericho warten hunderte von Menschen tagelang, um in einem der wenigen Busse an die Allenby-Grenzbrücke zu gelangen. Dann gibt es auf beiden Seiten scharfe Kontrollen und hohe Gebühren. Wenn man zu einem bestimmten Abflugtermin in Amman sein muss, besteht die Möglichkeit, zusätzlich 100 \$ für einen VIP-Bus zu bezahlen, eine Art offizielle Schlepperorganisation.

Die Gruppe hatte die israelische Kontrolle schon passiert und war bereits auf der Brücke, als Rashid von den Soldaten zurückbeordert wurde. Er wurde festgehalten, verhört und durfte nicht ausreisen. Wir hatten vorher Bedenken, dass die Israeli ihn vielleicht auf der Rückfahrt nicht nach Hause lassen würden, weil er einen jordanischen F-Pass hat. Warum sie ihn nicht ausreisen ließen, bleibt ein Rätsel.

Jordanien will keine weiteren palästinensischen Flüchtlinge und lässt nur diejenigen zum Transit einreisen, die Visum und Ticket vorweisen können – aber auch das nicht immer. Die deutsche Botschaft in Amman war so kooperativ, einen freundlichen Beamten an die Grenze zu schicken, der

stundenlang auf „unsere“ Gruppe wartete.

Von ihm erfuhr ich dann: „Sie sitzen im Flugzeug!“ Wie würde ich sie erkennen? Welche Informationen konnte Rashid ihnen noch geben, bevor er plötzlich von der Brücke zurückgeholt worden war? Die Sorgen waren überflüssig, denn ich erkannte die verunsichert um sich blickende Gruppe sofort. Die anderen palästinensischen TeilnehmerInnen konnten mit den 13 Israeli von Tel Aviv aus fliegen. Alle hatten Flüge nach Frankfurt gebucht und nicht, wie verabredet, nach Köln. So mussten wir innerhalb von Stunden einen preiswerten Bus chartern, der sie zur Jugendakademie Walberberg brachte. Dann waren sie tatsächlich alle da!

Bei der Terminplanung hatte es sich so ergeben, dass sich der Aufenthalt der zweiten Gruppe (Neve Shalom-Wahat al Salam) und der wieder von Carol und Rashid organisierten dritten Gruppe in derselben Unterkunft ein paar Tage überschneiden hätte. Wir fielen aus allen Wolken, als Rashid schrieb, dass seine palästinensischen Freunde keinesfalls Palästinenser aus anderen Gruppen in Deutschland treffen wollten, sonst kämen sie nicht: „Sicherheit kommt zuerst!“ Zwar wussten wir, dass solche Begegnungen offiziell unerwünscht sind, doch weil ja alle Beteiligten das gleiche Risiko auf sich nahmen, hat uns das Misstrauen der palästinensischen Gruppen untereinander überrascht. Notgedrungen suchten wir kurzfristig und mühsam ein anderes Quartier.

Zurück zu den Visa-Problemen: Ich hoffte nun, dass es bei der nächsten Gruppe einfacher würde, zumal die renommierte Friedensschule „Neve Shalom-Wahat al Salam“ und eine Organisation aus der palästinensischen Friedensbewegung unsere Partner waren und nicht eine Gruppe selbstorganisierter StudentInnen. Die Palästinenser gingen Mitte Juli in das Hotel zur evakuierten deutschen Vertretung, um die 15 Visa-Anträge einzureichen. Meine telefonische Nachfrage dort ergab: Alles sei in Ordnung, man wisse ja schon Bescheid und unterstütze die geplanten Begegnungen.

Ende Juli rief mich ein Herr von der Staatsschutzabteilung des BKA an und teilte mir mit, es gäbe Probleme, die Visa könnten nicht erteilt werden. Nach dem 11. September ginge das alles nicht mehr so einfach. Erstens seien das viel zu viele Palästinenser, die wir nach Deutschland bringen wollten, schließlich könnten sich Terroristen in die Gruppe einschleichen, und zweitens gäbe es Unstimmigkeiten bei der Zahl und in den Angaben der Anträge. Auskunft dazu könne er mir nicht geben, das sei alles streng

geheim.

Bei mehreren Gesprächen fand ich allmählich heraus, was die „Unstimmigkeiten“ waren: Die Zahl stimmte deshalb nicht, weil der Beamte auch die Anträge der TeilnehmerInnen aus der ersten Gruppe mitgezählt hatte, die sich bereits in Deutschland aufhielten. Einige Jugendliche der zweiten Gruppe hatten auf den Formularen „zwei Jahre“ für ein Geschäftsvisum angekreuzt und „Berlin“ als Zielort. Ich versuchte dem Beamten zu erklären, dass es sich um 16-18-jährige Jugendliche handele. Da sei zwar beim Ausfüllen der Formulare etwas schief gelaufen, aber das sei harmlos und auflösbar. Ich bot ihm an, die Einladungsschreiben mit allen Personaldaten, die ihm von der Botschaft noch nicht vorlagen, zu faxen. Sein Kommentar: „Die Tinte können Sie uns sparen!“ Bei mehreren Gesprächen hatte ich den Eindruck, dass der Herr fest entschlossen war, das Projekt zu verhindern. Über die Lage in Palästina (unterschiedliche Pässe, Ausgangssperre in der Westbank usw.) war der für Sicherheitsfragen bei der Visa-Erteilung zuständige Beamte kaum informiert!

Die Zeit drängte, denn die Gruppe sollte am 5. August kommen, wobei für die Reise über Amman mehrere Tage einkalkuliert werden müssen. Oh Wunder! Dank der erneuten Bemühungen eines Bundestagsabgeordneten und von Botschaftsmitarbeitern in Tel Aviv und Amman erreichten alle noch ihre Maschinen. Nach der Ankunft gingen dann im Frankfurter Flughafen acht palästinensische Jugendliche verloren, die mehrmals namentlich über alle Lautsprecher ausgerufen wurden: „Ahmad, Omar, Nibal, Khalid, Maya, Amal, Rami and Ali – please contact the next information-desk!“ Der Herr vom Staatsschutz wäre sicher blass geworden, wenn er das gehört hätte. Dann waren sie tatsächlich alle da!

Nun hoffte ich, dass bei der dritten Gruppe alles reibungslos verlaufen würde. Als Rashid mit den speziellen Reisepapieren der Jerusalemer TeilnehmerInnen nach Tel Aviv fuhr, kam er prompt in eine Polizeikontrolle. Diese wurde natürlich misstrauisch, als ihnen die vielen Ausweise von Palästinensern in die Hände fielen. Sie überprüften die Angaben solange, bis die Botschaft geschlossen war. Doch die deutschen Diplomaten waren wieder so kooperativ, dass sie Rashid nach Geschäftsschluss einließen, er konnte die Visa noch rechtzeitig abholen.

Am Tag der Reise erhielt ich einen aufgeregten Anruf aus Tel Aviv. Die jüdische Gruppe warte seit zwei Stunden vergeblich auf die palästinensische aus Jerusalem. Alle Tickets seien bei Rashid. Glücklicherweise hatte

die Maschine eineinhalb Stunden Verspätung, und die Gruppe mit den Tickets kam noch rechtzeitig an. Sie waren in eine Polizeikontrolle gekommen, die sie trotz Vorlage der Tickets und Visa stundenlang festhielt. Durch die Verspätung hatten sie Glück. War die Kontrolle Zufall oder Absicht? Bei den fünf Palästinensern aus der Westbank, die über den komplizierteren Weg durch Jordanien reisen mussten, lief dagegen alles glatt. Dann waren sie tatsächlich alle da!



Helga Dieter

Die Prozesse in den Gruppen verliefen sehr unterschiedlich

Es ist schwierig, für die wenigen deutschen TeilnehmerInnen (Johannes Borgetto, Helga Dieter, Claudia Feistkorn, Doris von der Felsen, Tina Gliesche und Madlen Wiesner) ein allgemeines Resümee zu formulieren, denn die Prozesse verliefen auch in den zwei Gruppen, die Carol und Rashid ausgewählt hatten, sehr unterschiedlich.

Bei der Ankunft in der Jugendakademie Walberberg – eine zwischen Köln und Bonn gelegene Jugendbildungsstätte – herrschte einerseits Erleichterung darüber, dass alle die komplizierte Reise geschafft hatten, besonders auch die Palästinenser aus der Westbank, andererseits standen viele TeilnehmerInnen unter Hochspannung. Nicht nur die Erwartungen an das Seminar, sondern auch die Situation zu Hause beunruhigte sie. Bei vielen TeilnehmerInnen beider Seiten wussten die Eltern oder nahe Freunde nur, dass sie nach Deutschland eingeladen waren, aber nicht, dass sie hier „die anderen“ treffen würden. Einige der israelischen TeilnehmerInnen gehören zu den Verweigerern des Militärdienstes in den besetzten Gebieten, die gerade in diesen Tagen von Sharon als „Vaterlandsverräter“ gebrandmarkt wurden und noch schärfer verfolgt werden sollen. Sie wollten den Druck, der in oder auf ihrer Familie lag, nicht noch verstärken. Noch größere Angst vor Verfolgung hatten einige der Palästinenser. Nachdem die rudimentären staatlichen Strukturen durch die israelischen Angriffe auf die Verwaltungen in Palästina zerstört wurden, herrscht dort Willkür. Die Begegnung kann leicht als „Kollaboration mit dem Feind“ denunziert werden. Durch irgendeinen fanatischen Nachbarn wegen des Treffens im Ausland als „feindlicher Spion“ verdächtigt zu werden, kann gefährliche Folgen haben.

Der erste Tag begann mit einer „Aufwärmphase“ durch sozialpädagogische Vertrauensspiele und einen Jonglage-workshop. Mitten in die vorsichtig sich öffnende Stimmung platzte die Nachricht von dem israelischen Luftangriff auf einen Hamas-Führer in Gaza, bei dem fünfzehn Kinder und Erwachsene getötet wurden, darunter auch Bekannte von TeilnehmerInnen. Die palästinensische Gruppe richtete einen Trauerraum ein und zog sich zurück, die israelische setzte sich betroffen und ratlos zusammen. Zur

Überwindung der Lähmung trugen vor allem zwei Palästinenser, die israelische Staatsbürger sind, bei. Die Israeli gingen mit unsicheren Mienen zu der Trauerfeier. Die PalästinenserInnen nahmen die anderen verhalten auf. Die zunächst etwas gespannte Stimmung löste sich allmählich in ein inniges mitfühlendes Zusammensein. Als Abschluss des Rituals tranken alle einen Schluck starken schwarzen, mit Kardamom gewürzten Kaffee. Das war für alle Beteiligten ein aufwühlender Einstieg in die Diskussionen, die dann von dem Bemühen um Verständigung geprägt waren.

Carol und Rashid hatten für die Auseinandersetzungen in selbstorganisierten workshops, die in wechselnden Gruppenkonstellationen (vom Gespräch unter vier Augen bis zum Plenum) stattfinden sollten, folgende Fragen entwickelt:

1. Welches Identitätskonzept habe ich verinnerlicht?
Welche Rolle spielt die Familie, spielen die Freunde?
2. Wie sehe ich meine Gesellschaft? (Als Kollektiv? Als Nationalität?)
3. Was ist ein Konflikt? (emotional, im privaten Zusammenleben, politisch, interessenbezogen usw.)
4. Wann und wie trat der politische Konflikt in mein Leben?
Welche Rolle spielt er jetzt im Alltag?
5. Welche Informationen und Interpretationen habe ich?
6. Wie sehe ich die anderen? Wie sehen die anderen mich?
Bin ich fähig zur Perspektivenübernahme?
7. Was weiß ich von anderen Gesellschaften im Krieg?
Wo und warum werden Kriege geführt?
8. Welche Visionen und Hoffnungen habe ich persönlich
und für die politische Zukunft?

Alle Mitglieder nahmen diese Arbeitsgruppen sehr ernst. Sie mussten von den Deutschen förmlich zu Spaziergängen getrieben werden, dabei gingen die Diskussionen informell weiter. Sie schienen beseelt von der Mission zu sein, alle Probleme des Nahen Ostens auf einmal lösen zu wollen. In dieser allgemeinen Aufbruchstimmung gab es durchaus auch scharfe Kontroversen, die aber das Klima der Auseinandersetzung nicht vergifteten.

In der zweiten Woche des Seminars kam die Revanche für den Angriff in Gaza, nämlich das Selbstmordattentat in der Hebrew Universität in Jerusalem. Einige der jüdischen und arabischen Israeli studieren dort. Die betroffene Cafeteria ist ein Treffpunkt arabischer Studenten. „Warum

ausgerechnet dort?“ fragte eine palästinensische Israeliin. „Warum erschrecken Euch diese Selbstmord-Kommandos erst, wenn möglicherweise Palästinenser dabei sterben?“ fragten die Israeli betroffen zurück. Die Spannung zwischen diesen beiden „unter die Haut“ gehenden Ereignissen stiftete – bei allen Meinungsverschiedenheiten – eine dichte Verbundenheit zwischen den TeilnehmerInnen. Bei den meisten gab es auch in der freien Zeit und bei Ausflügen keine Berührungängste.

Die Atmosphäre in der zweiten von Carol und Rashid organisierten Gruppe war lange kühl bis feindlich. Die PalästinenserInnen traten – real und symbolisch – anfangs immer als geschlossene Einheit mit dem Palästinenserschal auf. Sie hielten es ausschließlich für ihre Aufgabe, den Israeli das lange Leiden ihres Volkes eindringlich zu schildern, sie vermieden dabei jeden persönlichen Kontakt. Sie wollten nur sich als Opfer sehen. Für die Wurzeln des Leidens der jüdischen Menschen wollten sie kein Verständnis entwickeln, auch nicht für deren aktuelle Ängste vor Selbstmord-Attentaten. Das sei im Vergleich zu den israelischen Panzern eine schwache Waffe.

Die Israeli reagierten zum Teil schuldbewusst auf die Anklagen eingehend, zum Teil aber auch mit enttäuschem Rückzug: „Ich bin Verweigerer des Militärdienstes und bin deshalb bestraft worden. Mit meinem Verständnis für die Situation der Palästinenser habe ich mich zu Hause in eine Außen-seiterposition manövriert. Nun komme ich hierher, um sie erstmals zu treffen, da höre ich nur Vorwürfe und spüre nur Ablehnung.“

In den letzten Tagen war an einigen kleinen Ereignissen zu beobachten, wie das Eis langsam zu schmelzen begann: Die Sitzordnung beim Essen lockerte sich. Besonders einige der palästinensischen Frauen entzogen sich dem Gruppendruck und ließen sich auf persönliche Gespräche ein. Aber auch die Männer spielten am Kicker, beim Tischtennis und beim Billard zusammen. Spaziergänge boten gute Gelegenheiten, die anderen außerhalb der Gruppe als Individuen wahrzunehmen. Neben Unverfänglichem wurde dabei manch intensives Gespräch geführt.

Bei der Abschlussrunde sagte ein Palästinenser, er habe schon an vielen solchen Gesprächen teilgenommen, das habe nichts daran geändert, dass die Israeli sein Land und seine Würde genommen hätten und ihn nun auch noch mit Waffen bedrohten. Nun müsse er in die unveränderte Situation zurück. „Zwar habe ich den Israeli hier sagen können, was ihre Regierung mit uns macht, aber das ändert nichts. Ich hasse sie!“ Dabei blickte er auf

eine junge jüdische Frau, die sichtlich geschockt war und um ihre Fassung rang. Später ging er ins Dorf, kaufte eine blaue Rose und schenkte sie ihr. (Blau ist die israelische Nationalfarbe.)

Dieser junge Palästinenser, der zwei Wochen lang jeden persönlichen Kontakt zu den „anderen“ vermieden hatte, hat vor kurzem mehrere Angehörige bei einem israelischen Angriff verloren. Trauer und Wut, Schmerz und Hass prägten sein Verhalten. Trotzdem war er unter großen Schwierigkeiten hierher gekommen, um junge Israeli zu treffen, und war zum Schluss zu einer liebevollen Geste fähig.

Die inhaltlichen Kontroversen

Die Diskussionen kreisten immer wieder um die beiden „Knackpunkte“: Selbstmordattentäter oder Märtyrer? Können die Flüchtlinge zurückkehren? Die Argumentationen in den Arbeitsgruppen und der Abschlussrunde werden nachfolgend zusammengefasst. (I = Israeli, P = Palästinenser)

- P. „Wie verzweifelt unsere Lage ist, sieht man daran, dass immer mehr junge Menschen bereit sind, sich zu opfern. Die Märtyrer sind die einzig wirksame Waffe, die uns in diesem Krieg zur Verfügung steht. Im Vergleich zu den Zerstörungen der israelischen Panzer, die mehr und mehr auch Zivilisten töten, ist dies eine schwache Verteidigung.“
- I. „Die Armee schießt immerhin nicht gezielt auf Busse mit Schulkindern oder in Discos mit tanzenden Jugendlichen.“
„Als zu Beginn der Intifada Kinder und Jugendliche Steine auf Panzer warfen, war das ein Aufschrei der Schwachen und Angegriffenen, das hatte öffentliche Wirkung.“
- P. „Keiner hat uns geholfen. Wir sind damals in Oslo große Kompromisse eingegangen, weit über die UN-Resolutionen hinaus, das war den Israeli noch nicht genug. Sie wollen alles. Sie wollen uns vernichten, wir müssen uns mit allen uns verbleibenden Mitteln verteidigen.“
„Ich unterstütze die Selbstmorde auf Zivilisten nicht. Als Waffe sollten sie sich nur gegen Militärposten wenden.“
- I. „In Israel müssen alle zum Militär, das ist ganz selbstverständlich, sonst hat man viele Nachteile. Sogar Versicherungen und Renten

hängen davon ab. Es war bisher fast unmöglich, sich dem sozialen Druck zu entziehen. Wer den Einsatz verweigert, kann ins Gefängnis kommen. Deshalb haben sich viele von Ärzten als verrückt erklären lassen. Sie können nun weder den Führerschein machen, noch haben sie Aussicht auf Berufe im öffentlichen Dienst.“

„Ich war Soldatin, weil ich es musste, sonst könnte ich niemals Lehrerin werden. Ist es legitim, mich deshalb umzubringen?“

- P. „Eure Panzer stehen seit Monaten vor unserem Haus, ein Kanonenrohr ist durch die Wand gebohrt und reicht bis in unsere Küche. Ein kleiner Junge aus der Nachbarschaft wurde erschossen, weil er während der Ausgangssperre über die Straße lief, dafür bist Du mitverantwortlich!“

„Ich bin auch gegen die Tötung von Zivilisten – auf beiden Seiten. Es schadet unserem gerechten Anliegen in der Weltöffentlichkeit, wenn die Selbstmörder in der Propaganda als Märtyrer dargestellt werden. Aber es sind auch keine Terroristen, wie sie die Propaganda der anderen Seite diffamiert. Es ist ein Zeichen der Ohnmacht, wenn man bei der Verteidigung gegen einen übermächtigen Feind sich selbst opfert. Ich kann es verstehen, aber nicht unterstützen.“

- I. „Warum setzen sie dann nicht ein Fanal durch einen Selbstmord? Warum reißen sie zufällige Passanten in den Tod?“

„Es genügt nicht, auf die Wirkung in der Weltöffentlichkeit hinzuweisen, das ist ein strategisches Argument und kein moralisches.“

- P. „Ist es vielleicht moralisch, wenn Panzer auf Kinder schießen, die während der Ausgangssperre auf der Straße spielen? Warum verurteilt das die Weltöffentlichkeit nicht?“

„Wir leben in einem Gefängnis. Die Israeli müssen den ersten Schritt tun! Wenn sie die Besatzung beenden, ihre Panzer zurückziehen und unsere Autonomie respektieren, brauchen wir auch keine Märtyrer mehr.“

An der Abschlussrunde der letzten Gruppe nahmen auch Khaled von der deutsch-palästinensischen Gesellschaft und Uriel vom Bundesverband jüdischer Studenten teil. Khaled versuchte zu vermitteln: Angesichts der Machtverhältnisse sei es nicht angebracht, wenn Israeli den Palästinensern die Mittel ihrer Verteidigung vorschreiben würden. Jede Verteidigungswaffe sei auch eine Angriffswaffe. Man solle nicht zu Mitteln greifen, die man selbst für inhuman halte.

Der zweite inhaltliche „Knackpunkt“ war in beiden Gruppen die Forderung der Palästinenser nach Rückkehr aller Flüchtlinge. Was das konkret heißen sollte, wurde nicht ganz klar, weil niemand genauere Zahlen kannte und die Schätzungen stark voneinander abwichen.

- I. „Ich glaube, wir stimmen alle darin überein, dass die Besetzung Palästinas sofort beendet werden muss und Israel die ‚settlements‘ in der Westbank und Gaza räumen muss. Mit dieser Meinung sind wir zwar in Israel noch eine Minderheit, aber immer mehr Menschen wollen diese Lösung, wenn sie dann sicher und ohne Angst leben können.“
„In die Häuser der 200.000 Siedler könnten dann Zug um Zug die palästinensischen Flüchtlinge einziehen.“
- P. „Und was ist mit den anderen Flüchtlingen? Alle, die das wollen, müssen das Recht haben, auf ihr Land zurückzukehren, nicht nur in das neue Palästina, sondern auch nach Israel.“
- I. „Und wo sollen wir dann hin?“
- P. „Das ist unser Land, ihr habt uns 78% davon abgenommen, und den Rest habt ihr besetzt. Jeder Mensch hat ein Recht auf Heimat, auch die Flüchtlinge. Die müsst auch ihr aufnehmen oder das Land zurückgeben.“
- I. „Aber das ist über 50 Jahre her, wir sind inzwischen hier geboren und viele unserer Eltern auch schon. Das ist unsere Heimat, unser Haus und unser Land.“
„Sicher war es unrecht, dass Eure Vorfahren vertrieben wurden, aber das lässt sich nicht rückgängig machen. Sie sollten eine Entschädigung erhalten, aber dass alle zurückkommen, das ist unmöglich.“
- P. „Die Flüchtlinge müssen auch deshalb zurückkommen, dass wir nicht eine unterdrückte Minderheit im eigenen Land bleiben. Europa muss seine Verantwortung wahrnehmen und uns beim Bau neuer Dörfer helfen.“

Wieder nahm Khaled die Rolle eines Vermittlers ein: Die Konfliktlösung könne nicht von außen erwartet werden, selbst die arabischen Nachbarn seien keine zuverlässigen Verbündeten mehr. Die Palästinenser müssten sich mit der Tatsache abfinden, dass sie mehrere Kriege verloren hätten. Maximalforderungen, wie die nach der Rückkehr aller Flüchtlinge, seien angesichts der Machtverhältnisse unrealistisch. Durch das Festhalten an dieser Parole fühlten sich die Israeli zu Recht bedroht. Die Mehrheit aller Palästinenser lebe im Ausland. Sie würden „zu Hause“ oft als Feiglinge und Verräter bezeichnet, auf der anderen Seite aber für nationalistische Inter-

essen funktionalisiert. Diese Außenperspektive aus den eigenen Reihen machte viele nachdenklich.

Ein Palästinenser meinte später im privaten Gespräch zu Doris: „Als ich kam, war mir vor allem wichtig, die anderen davon zu überzeugen, dass alle unsere Flüchtlinge dorthin zurückkehren müssen, wo sie ursprünglich herkommen – nach Palästina sowieso, aber auch nach Israel. In den letzten Tagen habe ich eingesehen, dass das nicht so einfach möglich sein wird. Ich habe die Ängste der Israeli davor verstanden. Jetzt komme ich bald wieder nach Hause. Und dort werde ich einige Wochen sehr viel nachdenken müssen. Ich weiß jetzt, dass auch wir Kompromisse schließen müssen. Es ist sehr hart für uns, aber jetzt habe ich erfahren, dass es auch für die Israeli hart ist.“

Die andere Streitfrage bei den offiziellen Friedensverhandlungen, nämlich der zukünftige Status Jerusalems, war dagegen für die meisten TeilnehmerInnen nicht strittig: Jerusalem war immer multikulturell und soll es auch bleiben. Am besten sei für eine Übergangsphase eine internationale Verwaltung. Diese offene Einstellung stand allerdings im Widerspruch zum konkreten Verhalten, denn nicht einmal diejenigen, die in Jerusalem leben, haben sich in den letzten Jahren auf die andere Seite gewagt.

Eindrücke vom Gruppenprozess

Obwohl sich die Mitglieder der palästinensischen Gruppe vorher untereinander nicht alle kannten, argumentierten sie einheitlich, so als hätten sie sich abgesprochen, was aber vermutlich gar nicht nötig war. Sie sprachen immer für ihr Volk, nur im privaten Gespräch mit den Deutschen wurde ansatzweise an den internen Strukturen auch Kritik geäußert. Der Koordinator hielt häufig Rücksprache mit Rashid, der trotz Abwesenheit als Führer galt. Als sich in der letzten Gruppe drei Frauen absonderten und einen Ausflug in die Umgebung machten, wurde spürbar Druck auf sie ausgeübt. Der Koordinator fühlte sich als Mann für sie verantwortlich – auch gegenüber ihren Familien, wie er betonte.

Deutlich war bei beiden Gruppen, dass die Israeli von den Palästinensern kollektiv für deren Leiden verantwortlich gemacht wurden, selbst wenn sie Sticker mit der Aufschrift „Stop Occupation“ trugen, wenn sie den Militärdienst verweigert hatten, wenn sie deshalb als „Verrückte“ galten, wenn sie als Mitglieder der Friedensbewegung in Kampagnen zivilen Ungehorsams

in die besetzten Gebiete gegangen waren. Einige beteuerten, dass sie selbst Freunde bei Bombenanschlägen verloren hätten, ohne jetzt alle Palästinenser als Terroristen diffamieren zu wollen. Es war schwierig für manche Palästinenser, in den „anderen“ Individuen zu sehen und nicht die Kollektiv-Schuldigen für ihre Demütigungen.

Die jungen Leute aus Israel entwickelten erstaunliche Geduld und großes Verständnis für diese Vorwürfe, besonders nachdem sie Einblick in die Leidensgeschichten einiger Palästinenser erhalten hatten: Ala, der ein angeschossenes Kind von der Straße retten wollte, als die Soldaten auch auf ihn schossen; Amal, deren Vater acht Jahre im Gefängnis saß und dabei erblindet ist; Murat aus Jenin, dessen Onkel als Arzt im Krankenwagen angeschossen wurde; Mohammed, dessen Eltern es in Saudi-Arabien zu Wohlstand gebracht hatten, denen dann bei einem Verwandtenbesuch von israelischen Soldaten die Pässe abgenommen wurden, so dass sie nicht zurück konnten und nun im Elend leben.

Die TeilnehmerInnen aus Israel waren auch schon äußerlich eine bunte Schar. Der Staat Israel spielte für sie eine wichtige, aber widersprüchliche Rolle: Einerseits als die historisch lang ersehnte Heimat der Juden, andererseits durch die Vertreibung der Palästinenser als schwere Hypothek. Es gab auch Kontroversen zwischen ihnen z.B. über die Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung oder über Pläne, wegen der politischen Verhältnisse auszuwandern. In dem workshop zur Identität wurde begrifflich herausgearbeitet, was auch für die deutschen TeilnehmerInnen spürbar war: nämlich völlig unterschiedliche kulturelle Konzepte.

Diese erschienen zunächst als trennend, sie hatten aber auch eine besondere Attraktivität für die jeweils anderen. Den Israeli erschienen die Palästinenser durch ihren Zusammenhalt, den ungebrochenen nationalen Stolz und die klare Verfolgung eines gemeinsamen Zieles als stark und solidarisch. Umgekehrt wirkte das bunte Bild der Israeli, ihre Unabhängigkeit gegenüber sozialen Zwängen und ihr individueller Mut zu zivilem Ungehorsam faszinierend auf viele Palästinenser.

Anfang Februar 2003 konnte ich in Jerusalem an einem Treffen der Gruppen teilnehmen. Die Begrüßungsszenen waren herzerreißend. Ich hatte den Eindruck, dass viele der palästinensischen TeilnehmerInnen lässiger gekleidet waren, lockerer auftraten und kontrovers diskutierten. Umgekehrt argumentierten die Israeli eher einheitlich, wenn ihnen ein Vorschlag zu unreal und ihre Möglichkeiten überschätzend erschien.

Ich hatte den Eindruck, dass sich die unterschiedlichen kulturellen Identitätskonzepte auf eine produktive Weise durch den Verständigungsprozess angleichen.

Die Rolle der TeilnehmerInnen aus Deutschland

In der Vorbereitungsgruppe (Johannes Borgetto, Helga Dieter, Doris von der Felsen und Edgar Weick) hatten wir uns mit dem Problem auseinandergesetzt, was es bedeuten könnte, wenn die Seminare gerade in Deutschland stattfinden würden. Das war zunächst gar nicht beabsichtigt. Wir hatten Zypern, die Türkei und Griechenland in Erwägung gezogen, uns dann aber aus pragmatischen Gründen für Deutschland entschieden. Es wäre unmöglich gewesen, im Ausland ein Hotel zu reservieren, das das Risiko dieser Freizeiten mitgetragen hätte.

Einige der Israeli schrieben in ihrem Resümee, dass sie zuvor Bedenken gehabt hätten, weil sie sich ausgerechnet in Deutschland mit Palästinensern treffen würden. Nun seien sie aber davon überzeugt, dass Walberberg dafür ein idealer Ort sei, nicht nur wegen der wunderschönen Landschaft, sondern auch wegen der ungestörten, intensiven Möglichkeit zur Arbeit und der Nähe zu Bonn und Köln.

In den Seminaren beschränkte sich die Rolle der deutschen TeilnehmerInnen auf eine Art teilnehmende Beobachtung. Dennoch war ihre Präsenz als „neutrale“ Dritte wichtig, auch wurden sie bei Streitfragen manchmal zu Klarstellungen aufgefordert. Besonders brisant wurde dies, als ein palästinensischer Teilnehmer den Holocaust als jüdische Propaganda gegen die Palästinenser darstellte. Vermutlich dachten auch andere Palästinenser so. Beim Besuch im „Haus der deutschen Geschichte“ in Bonn und im NS-Dokumentationszentrum „EL-DE-Haus“ in Köln waren einige der Palästinenser sichtlich erschüttert, andere reagierten mit Abwehr und Desinteresse. Sie fragten dann aber später bei den deutschen TeilnehmerInnen nach: „Haben das die Deutschen wirklich so verbochen, wie die Israeli sagen?“ Dieser Schock hat ganz sicher bei vielen Palästinensern zu einem tieferen Verständnis des Konfliktes geführt.

Mit einem Vertreter der Aktion „Kein Mensch ist illegal“ besuchte eine Gruppe das Roma-Abschiebelager in Köln. Einige Palästinenser, die in Flüchtlingslagern aufgewachsen sind, zeigten den jungen Israeli die Zustände: „So und noch schlimmer müssen wir auch hausen“. Die Israeli

fragten die Deutschen betroffen, wie es sein kann, dass in einem Land, in dem 500.000 Roma im KZ umgebracht wurden, diese Menschen heute in solchen Lagern gehalten werden, um sie zwangsweise in ein Land abzuschieben, in dem sie an Leib und Leben bedroht sind.

Natürlich war uns an einer Berichterstattung durch die Presse, die sich bereits für das außergewöhnliche Projekt interessiert hatte, gelegen, auch im Hinblick auf potentielle SpenderInnen. Wir mussten aber die Sicherheitsbedenken der TeilnehmerInnen respektieren, so dass Ort und Zeit geheim blieben. Fotos oder Videos waren bei diesen zwei Seminaren tabu. Ich drängte auf irgendein Bild zur Dokumentation in dieser Broschüre, z.B. eine Ansicht der schönen Rücken beim Spaziergang oder maskiert beim Theater-workshop. Die Vorschläge wurden abgelehnt: Es verstoße gegen Stolz und Ehre der Palästinenser, ihr Gesicht zu verbergen, aber zeigen könnten sie es aus Sicherheitsgründen auch nicht.

Johannes Borgetto

Was ist Wahrheit?

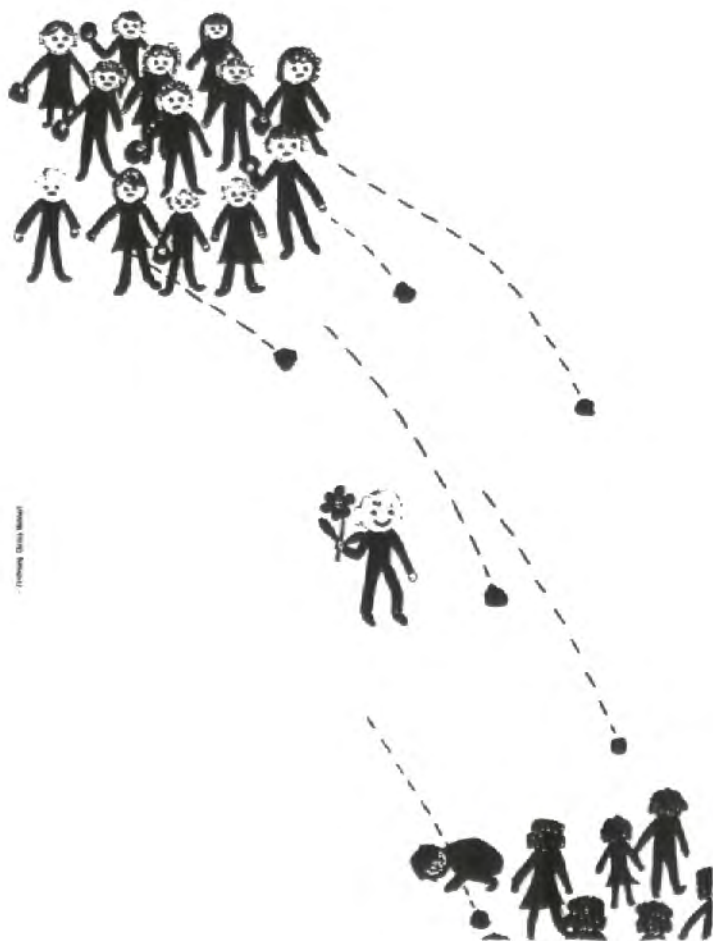
„Wir sind hier, um die Wahrheit der anderen Seite zu hören“, so ein Kommentar während der Abschlussrunde am Ende des Seminars. Wer wirklich mit offenen Ohren gekommen war, konnte viel hören und mitnehmen. „Dieses Seminar hat mein Leben verändert. Ich kann jetzt nicht mehr einfach ein ruhiges Leben führen.“ Es ist zu hoffen, dass dieser Eindruck nicht allzu schnell von der unveränderten Realität zu Hause überdeckt wird. ... Es kostet heute schon etwas, dass PalästinenserInnen Israelis ohne Uniform kennenlernen ... Von einigen kam die Botschaft, dass sie Grund haben, sehr intensiv nachzudenken.

Es ist für mich immer wieder erschreckend, wie gering der Kenntnisstand über die Verhältnisse auf der anderen Seite ist. selbst bei Menschen, die nicht von ideologischer Verschlossenheit geprägt sind. Zwei antagonistische Wahrheiten wurden im Laufe der Zeit immer stärker zu einer Vielzahl subjektiver Überzeugungen. Und nicht wenige Teilwahrheiten wurden im Austausch als Propaganda und Vorurteile entlarvt. Beinahe alle konstatierten für sich eine Veränderung von Wahrnehmungen und Positionen. Klar wurde nämlich, dass überkommenen Geschichtsbildern so einfach nicht zu trauen ist.

„Frieden und dafür Opfer bringen“, schmerzliche Prozesse des Umdenkens, des Aufgebens bisher selbstverständlicher Überzeugungen, Kraft tanken, um im heimischen Umfeld umsteuern zu können. Aktiv „Opfer bringen“, gewollt Kompromisse eingehen, ist von desto größerem Gewicht, je mehr sich die Betroffenen bisher nur in einer Opferrolle gesehen haben.

ONE MUST START

TO STOP



Die Fortsetzung des Verständigungsprozesses und die Perspektiven der Zusammenarbeit

Nachdem die beiden Gruppen aus Deutschland zurückgekommen waren, evaluierten wir die Seminare. Die TeilnehmerInnen waren von dem Gefühl getragen: „Es gibt eine Hoffnung für die Zukunft! Vielleicht können wir zusammen etwas bewegen!“ Alle waren sich darüber klar, dass man nach dieser intensiven Begegnung, den tiefen Emotionen, die durch das Offenlegen vor der „anderen Seite“ aufgewühlt waren, bei der Rückkehr stark sein müsse.

Dennoch war es für alle ein Schock, aus der relativ isolierten Atmosphäre der Seminare in die Realität zu Hause zurückzukehren, obwohl sich alle während des Prozesses dieser Diskrepanz bewusst waren, und sie auch oft ausgesprochen wurde. Die eigene Gesellschaft, deren Denkweisen und Gefühle, erschienen ihnen nun anders und fremd. Es würde schwierig sein, den Prozess der Annäherung in der gespannten und blutigen Atmosphäre fortzusetzen, auch wegen der „technischen“ Schwierigkeiten, sich zu treffen.

Viele fühlten wegen dieser Kluft Hoffnungslosigkeit aber auch ein großes Bedürfnis nach Nähe. Die Fortsetzung der Kontakte entwickelte sich ohne irgendeinen Einfluss oder Druck von außen aus dem inneren Antrieb der Erinnerung, des nachwirkenden Vertrauens und aus der Sorge um das Wohlergehen der „anderen“. Nach einiger Zeit erschienen vielen TeilnehmerInnen die persönlichen Kontakte über e-mails und Telefongespräche nicht ausreichend. Sie spürten eine große Motivation zum Handeln, um mehr Leute an dem Prozess teilhaben zu lassen.

Wir entschieden uns als Koordinatoren, die Entwicklung dieser Prozesse in den Gruppen fortzusetzen, vor allem, weil heute alle Umstände gegen diese Art von Beziehungen arbeiten. Wenn wir sie aufrecht erhalten wollen, dürfen wir sie uns nicht nur wünschen, sondern müssen sie organisieren und dafür kämpfen. Solche Kontakte haben eine fundamental politische Bedeutung, die ganz sicher in den Augen unserer Politiker und Gesellschaften nicht unterstützungswürdig ist, sondern im Gegenteil auf vielfältige Weise erschwert wird.

Zuerst haben wir in den „Nationalgruppen“ überlegt, was wir tun können, zusammen oder getrennt. Auf der israelischen Seite, die mehr Möglichkeiten hat, sich öffentlich zu äußern, haben wir ein Projekt in Schulen begonnen. Wir wollen in Diskussionen mit den Jugendlichen deren Bewusstsein und Offenheit für die palästinensische Situation wecken, weil diese in Medien und Lehrplänen verschwiegen wird. Wir wollen versuchen, auf der Straße mit Passanten ins Gespräch zu kommen und FreundInnen nach Hause einzuladen, um über unsere Erfahrungen bei den Seminaren zu erzählen. Ein Teilnehmer aus Israel hat in seinem Heimatort Gruppen von jüdischen und arabischen Jugendlichen gegründet, was es leider kaum gibt.

Auf palästinensischer Seite ist es schwieriger. Doch haben viele TeilnehmerInnen ihren FreundInnen und engen Verwandten über ihre Erfahrungen bei den Begegnungen erzählt. In vielen Fällen haben sich diese dem Kreis der Interessierten angeschlossen. Einige Israeli wurden in palästinensische Familien zu Besuch eingeladen. Um einen differenzierteren Dialog miteinander führen zu können, haben einige TeilnehmerInnen nach den Begegnungen damit begonnen, arabisch bzw. hebräisch zu lernen. Bei manchen TeilnehmerInnen ist solche Offenheit noch nicht möglich. Sie leben unter Ausgangssperre in den besetzten Gebieten und haben niemanden, mit dem sie über ihre aufwühlenden Erfahrungen sprechen können, denn solche Kontakte sind tabuisiert und ihr Bekanntwerden könnte gefährlich werden.

Am wichtigsten waren bisher die Treffen der Gruppen in Jerusalem, denn wir wollen uns nicht nur im Ausland begegnen, sondern vor allem in unserer Region. Das ist unter den bestehenden Verhältnissen für manche äußerst schwierig oder unmöglich. Einige haben es aber geschafft, mit Sondergenehmigungen zu vorgeschobenen Anlässen aus der Westbank zu kommen. Wir wollten allerdings nicht, dass TeilnehmerInnen auf geheimen Wegen versuchten, nach Jerusalem zu kommen, um ihre Sicherheit wegen eines Wochenendtreffens nicht zu gefährden.

Es war sehr bewegend als sich die TeilnehmerInnen nach längerer Zeit zum erstenmal wieder getroffen haben. Es war wunderschön, die warmen Gefühle zu spüren und zu hören, wie sehr sie sich vermisst hatten. Es war ein besonderes, aber auch schwieriges Wochenende. Mit denjenigen aus der Westbank, die wegen der Ausgangssperre nicht kommen durften, standen wir telefonisch in Verbindung.

Überraschend war das Treffen der Gruppe, die in Deutschland in angespannter Atmosphäre und mit harten Auseinandersetzungen die Kluft lange nicht überwinden konnte. Es war verblüffend zu sehen, wie die zarten Ansätze der Verständigung, die zuletzt im Sommer doch noch geknüpft wurden, sich jetzt zu einer starken Beziehung zwischen den Menschen entwickelten. Die Offenheit war großartig. Es kamen auch neue Interessierte aus Israel und Palästina dazu. Es ist wichtig für die TeilnehmerInnen zu sehen, dass sich mehr und mehr Menschen diesen Begegnungen anschließen. Wir hoffen, dass die Gruppe wächst und wächst.

Die Israeli hatten vorher Fragen an die Palästinenser entwickelt:

- Was wünscht Ihr, was Israeli über Euch Palästinenser wissen sollten?
- Worauf seid Ihr als Palästinenser stolz?
- Was wollt ihr niemals an Kritik hören?
- Was erwartet Ihr von Israeli als Euren Freunden und Verbündeten?

Die Rolle der Israeli war es nun zuzuhören, so schwer das auch manchen fiel. Am nächsten Tag stellten umgekehrt die Palästinenser den Israeli solche Fragen. Das führte zu einem Ergebnis ungewöhnlicher Offenheit und starken Vertrauens.

Viele Ideen zur Zusammenarbeit wurden entwickelt und kleine Arbeitsgruppen aus Mitgliedern und Koordinatoren beider Seiten gebildet, die bereits an ihren Aufgaben arbeiten. Bei den Treffen wurde deutlich, dass die TeilnehmerInnen seit dem Sommer in Deutschland irgendwie ihr Leben geteilt haben: ihre Gefühle, ihre Ängste und auch die Beschränkungen und Visionen. Diese Gemeinsamkeiten tragen weiter und werden bei jedem Zusammenkommen vertieft.

Alle freuen sich darauf, im nächsten Sommer wieder nach Deutschland zu kommen, besonders diejenigen aus den besetzten Gebieten, denen es nicht möglich ist, an den Treffen in Jerusalem teilzunehmen.

Nachtrag von Helga Dieter

Das alles hört sich einfacher an, als es ist. Das will ich durch einige Beispiele, die ich im Februar 2003 bei meinem Aufenthalt in Jerusalem erfuhr, illustrieren:

1. Eine Teilnehmerin hat – vielleicht aus Naivität – den falschen Leuten

von den Treffen in Deutschland erzählt, dadurch sind andere in Schwierigkeiten gekommen.

2. Ein junger Mann aus einer Stadt unter Ausgangssperre konnte bisher an keinem Treffen teilnehmen. Als nach den Wahlen in Israel die Soldaten an den checkpoints nicht mehr ganz so strikt waren, machten sich ein Palästinenser, eine Deutsche und eine couragierte Israelin auf den Weg, um ihn zu besuchen. Überraschenderweise kamen alle durch, doch dann fingen die Schwierigkeiten erst an. Die Familie und Nachbarn empfangen die Gäste. Alle wussten zwar, dass der junge Mann im Sommer in Deutschland gewesen war, aber einige sollten nicht erfahren, dass er dort auch Israeli getroffen hatte. Da auch eine Deutsche mit von der Partie war, und die Israelin sich mit dieser nur in Englisch verständigen konnte, konnten schlecht alle beide als Deutsche gelten. Also wurde die Israelin als Holländerin vorgestellt. Alle unterhielten sich beim gastlichen Mahl in Englisch, bis ein Nachbar auf die nette Idee kam, einen palästinensischen Freund, der in Holland lebt, anzurufen, um ihn mit der vermeintlichen Holländerin bekannt zu machen. Irgendwie bogen die Eingeweihten die peinliche und gefährliche Situation ab.

3. Ein ausländischer Journalist hat kürzlich ein Gespräch mit Carol und Rashid geführt und in dem Artikel nicht nur deren richtige Namen genannt, sondern auch das soziale Hilfsprojekt, das Rashid mit gegründet hat, und in dem er ehrenamtlich arbeitet. Diese kleine NGO wird auch noch fälschlich als politische Organisation bezeichnet. Darüber gab es große Aufregung, denn Rashid hat gute Gründe, sein soziales Engagement in der palästinensischen Gesellschaft von seinem privaten Engagement bei den Begegnungen auseinanderzuhalten. Dieser Drahtseilakt wurde in dem Artikel nicht respektiert.

Bei dem Treffen in Jerusalem, an dem ich teilnahm, wurden die Arbeitsgruppen vorgestellt:

- Diskussionen in Schulen (z.B. nach dem Film Summut, der in den Seminaren tief beeindruckt hatte)
- Gespräche mit Passanten an Infoständen
- Videofilme über das Alltagsleben auf beiden Seiten drehen und zeigen,
- Neue TeilnehmerInnen in Seminaren zusammenbringen
- Erfahrungsberichte für kleinere Zeitungen schreiben
- Besuche in Familien und in Flüchtlingslagern organisieren

- Eine Website gestalten
- Szenarien für den Tag X entwickeln (Den Siedlern beim freiwilligen Räumen der „settlements“ helfen, Pläne zum bedarfsgerechten Umbau für die Rückkehr der Flüchtlinge vorbereiten) Diese Plan-spiele erschienen einigen TeilnehmerInnen beider Seiten aber ziemlich abgehoben von den ersten notwendigen Schritten zur Aufklärung und zum Abbau der Vorurteile.

Eine junge Frau aus Israel und ein junger Mann aus Palästina waren gerade zusammen als Delegation beim Welt-Sozialforum in Porto Alegre. „Alle dort interessierten sich für Palästina. Ich stand im Mittelpunkt“, strahlte der junge Mann. „Ein Südafrikaner erzählte mir von dem Gefängnis Mandelas, das heute ein Museum gegen Apartheid ist. Das sollte uns die Hoffnung geben, dass unsere Situation bald im Museum ausgestellt wird.“

Helga Dieter

Die Friedensschule Neve Shalom-Wahat al Salam muss ihre Palästinensische Partnerorganisation im Ausland treffen

In der zweiten Gruppe kam die bekannte Friedensschule „Neve Shalom-Wahat al Salam“ mit VertreterInnen aus der palästinensischen Friedensbewegung zusammen. Äußerlich war kaum auszumachen, wer von wo kam. Alle genossen die gemeinsamen Spaziergänge, Besichtigungen und einen Besuch auf der Musikmesse „popcom“. Dabei stellten sie wechselseitig erstaunt fest, dass es auch für die jeweils anderen eine befreiende Erfahrung war, sich ohne Angst auf der Straße zu bewegen. Keine Panzer, die um die Ecke biegen, und keine Selbstmordattentäter in der Menschenmenge waren zu befürchten.

Die latente Spannung wurde deutlich, als die palästinensischen Jugendlichen einen „kulturellen Abend“ gestalten wollten und dabei die Angriffe der Israelis szenisch darstellten: Ein Flüchtlingslager, die Leibesvisitationen auf den Straßen, die Hausdurchsuchungen, die Erschießung einer schwangeren Frau auf dem Weg ins Krankenhaus, Schüsse auf Männer, die einen Verletzten retten wollten usw.

Einige israelische TeilnehmerInnen reagierten betroffen, sie versuchten zu erklären, dass sie selbst die Okkupation ablehnen. Sie wurden in die Defensive gedrängt und entschuldigten sich für Dinge, die sie selbst politisch



kritisieren. Andere reagierten mit ungläubiger Ablehnung und verteidigten ihre Regierung im Kampf gegen den Terrorismus und die Selbstmord-Attentäter – vielleicht loyaler als sie es ohne diese provokative Vorführung getan hätten. Die Gefühle waren danach aufgewühlt und die Diskussionen heftig. Als einige jüdische Jugendliche am Freitag Brot (Chala) für das Abendessen (Kabat-Schat) backen wollten, wurde das von den Palästinensern nicht als Gegenprovokation empfunden – im Gegenteil: Sie halfen beim Backen mit, und alle nahmen respektvoll an der Schabat-Zeremonie teil.



Bei der inhaltlichen Seminararbeit ging es u.a. um die unterschiedliche Sichtweise der jüngsten Geschichte. Was für die Israeli der Feiertag zur Staatsgründung ist, bedeutet für die Palästinenser das Trauma der Vertreibung und Entwürdigung (Nakba). Ein Aktivist aus der israelischen Friedensbewegung hat eine Initiative gegründet, um durch Gedenktafeln auf die Zerstörung arabischer Dörfer in Israel hinzuweisen, denn ohne Erinnerung und Schuldbekennnis sei Aussöhnung nicht denkbar. Er zeigte

einen kurzen Film über die Anbringung solcher Gedenktafeln, der die Jugendlichen beider Seiten tief beeindruckt hat.

Nach der Diskussion um Perspektiven für die Zukunft montierte eine Gruppe Jugendlicher aus der israelischen und der palästinensischen Fahne eine gemeinsame Flagge für den utopischen, friedlichen Staat, dessen Name noch nicht entschieden wurde: Ispal oder Palis oder Phantasialand. Alle stimmten überein, dass es dorthin ein langer Weg sein würde, der durch die Koexistenz zweier Staaten führen müsse.

In dieser Gruppe gab es keine Berührungsängste mit der Presse, die kurzfristig eingeladen wurde. Ein junger Israeli erzählte im Interview, dass er bald zum Militär gehen müsse und dies auch wolle, um sein Vaterland vor den palästinensischen Attentätern zu schützen. Er wurde unterstützt von einer jungen Frau, deren engste Freundin kurz zuvor auf dem Weg in die Kaserne in einem Bus durch eine Bombe ermordet wurde. Das führte zu erregten Diskussionen. Einige PalästinenserInnen distanzieren sich zwar von Anschlägen auf Zivilisten, rechtfertigten aber die Attentate als einzige Waffe, die ihnen gegen die Panzer und Bombardierungen durch die israelische Armee zur Verfügung stünde.



Ferienspiele für Kinder aus Bethlehem

Unser zweites Vorhaben, nämlich Ferienfreizeiten für arme palästinensische Kinder aus Flüchtlingslagern zu organisieren, erwies sich aus verschiedenen Gründen als schwierig:

- Es gibt keinen Erholungsort in der Region, an den Palästinenser noch problemlos reisen könnten. Die Grenzen sind dicht, denn die Nachbarländer fühlen sich den Palästinensern nur brüderlich verbunden, solange diese bleiben, wo sie sind. Jordanien hat große Angst, dass Palästinenser, wenn ihnen die Einreise genehmigt würde, dort bleiben wollen.
- Aber selbst wenn wir einen Ort gewusst hätten und Reisepapiere für alle hätten organisieren können, wäre es schwierig gewesen, Kinder zu finden, deren Eltern sie allein verreisen lassen würden. Wie wir heute wissen: Eine kulturell völlig undenkbare Vorstellung – und das auch noch mitten im Krieg.
- Die sozialen Einrichtungen in der Westbank können nur arbeiten, wenn die Ausgangssperren aufgehoben sind, d.h. es kann nur von Tag zu Tag geplant werden. Letzten Sommer durften z.B. die BewohnerInnen Bethlehems nur zwischen 10.00 und 14.00 Uhr auf die Straße, um sich zu versorgen. Aber oft wurde plötzlich mit Megaphonen eine totale Sperre angesagt oder die Zeit verschoben. Dann konnten weder die Angestellten noch die Klientinnen oder Kinder kommen. Am schlimmsten ist es in den Einrichtungen, deren Gebäude oder Ausstattung zerbombt wurde.
- Entgegen der naheliegenden Annahme, dass gerade bei Krieg und Zerstörung Aufbauhilfen und private Spenden verstärkt fließen, klagen alle diese Zentren, dass ihre Geldquellen versiegt seien. Deshalb schickten uns mehrere Organisationen Kostenpläne für eine langfristige Arbeit mit den Kindern und die Finanzierung des Personals. Die Erhaltung ihrer Einrichtungen abzusichern ist für sie jetzt dringlicher als zusätzlich noch „Ferien vom Krieg“ zu organisieren. Es war schwierig, diese Bitten abzuschlagen, weil wir nicht zur langfristigen Unterstützung in der Lage sind, und unsere Spenden auch für Ferienprojekte zweckgebunden sind.

Manuela Ziskoven, eine Mitarbeiterin des „Zivilen Friedensdienstes“, die in einer Behandlungsstelle für Kinder und ihre Familien (Guidance and Training Center for the Child and Family) in Bethlehem arbeitet, schrieb uns:

im Januar 2002: „Man ist abgeriegelt von der Welt ... Es ist eine seit Ende September 2000 bestehende Lebenssituation von extremem chronischen Stress, der die Menschen auslaugt, deprimiert, mut- und hoffnungslos macht ... Kinder müssen spielen können ... Bei Einbruch der Dunkelheit (ca. 17.00 Uhr) geht niemand mehr raus, aus Angst vor Schusswechseln, es gibt kaum noch Besuche. Man sitzt zuhause, meist vor dem Fernseher, der den ganzen Tag von den Kämpfen und den sogenannten Märtyrern berichtet.“

im März: „Ich finde es wunderbar, dass für 50 Kinder „Ferien vom Krieg“ ermöglicht werden können ... Im Moment kommen wir nicht an den PC im Dienst, denn letzten Donnerstag ist das Arafat-Center ganz in der Nähe unserer Behandlungsstelle bombardiert worden, so dass auch unser Gebäude schwer beschädigt wurde. Das Gebiet ist ganz unzugänglich, wir warten auf den Abzug der Truppen, mailen Sie deshalb bitte an meine private Adresse.“

im April: „In Bethlehem geht derzeit das Mehl aus. Sie machen sich über die Zerstörungen keine Vorstellungen ... Keine Mutter ist jetzt bereit, ihre Kinder im Sommer nach Jordanien zu lassen. Wir haben überlegt, dass wir gerne stattdessen eine Vielzahl von Ausflügen machen würden ...“

im Mai: „Der Zeitraum für die Ferienspiele steht noch nicht fest, da die Schulen überlegen, ob sie einen Teil der Sommerferien kappen, um Unterricht nachzuholen, denn im Moment ist ja alles geschlossen und wer weiß, wie lange noch ... Die Lage hier ist verzweifelt, gestern dachten wir noch, Bethlehem wird bald geöffnet, nach den beiden Attentaten in Israel kann davon keine Rede mehr sein.“

im Juni: „Im Moment ist es wieder fürchterlich ... Hier wird eine Kultur des Todes propagiert, überall hängen die Bilder der Attentäter, und das hat eine große Vorbildwirkung. Viele kleine Kinder wollen Selbstmordattentäter werden, wir können es ihnen kaum ausreden. Suicide-bombers werden salonfähig – und es ist m.E. wirklich nicht die einzig mögliche Waffe der Palästinenser. An den Verhandlungstisch will keiner mehr. In dieser Atmosphäre ist es besonders wichtig, dass es Sommeraktivitäten mit

kreativen und sportlichen Angeboten gibt, denn sonst ist es hier üblich, dass viele Kinder sich Gewehre aus Holz basteln und „Krieg“ spielen. Einige Erwachsene und Organisationen unterstützen das auch noch. So wird die bestehende Gewalt in den Spielen der Kinder fortgeführt. Insofern werden die nun geplanten „Ferien vom Krieg“ für die Kinder eine friedenspädagogische Erfahrung sein.“

Die Ferienspiele in Bethlehem fanden für 50 Kinder zwischen 6 und 14 Jahren im Juli und August statt. Die Leiterin des Zentrums, Frau Hazboun, schreibt in ihrem Bericht: „Unter den Bedingungen der Belagerung und Ausgangssperre konnten wir kein verbindliches Aktivitätsprogramm planen, sondern mussten von heute auf morgen entscheiden. Selbst in einen Zoo nach Jericho zu fahren, war aus Sicherheitsgründen nicht möglich. Manchmal wurde die Ausgangssperre überraschend gelockert, dann konnten wir die Eltern erst kurz vor Beginn der Spiele informieren. Es ist uns gelungen, zwei Ausflüge in Schwimmbäder mit anschließendem Picknick zu organisieren. Die Kinder haben es genossen, in der Natur herumzutoben. Leider mussten wir uns viel zu früh auf den Heimweg machen, um vor der Sperrstunde zurück zu sein. Die Eltern waren zwar einerseits erfreut über die Ausflüge, andererseits waren viele aber auch sehr ängstlich und wollten lieber, dass die Kinder im Zentrum spielen, das sei sicherer.“



Für die Ferienspiele wurde einiges Material angeschafft und das vorhandene genutzt. Die Kinder sangen zur Gitarre und improvisierten mit Orff'schen Instrumenten. Sie konnten sich mit vielerlei Farben, Buntpapier, Stoffen usw. frei ausdrücken. Zu Beginn oder zum Abschluss gab es Gelegenheit zu kleinen Gesprächsrunden. Unter dem Schrecken der Besatzung und der Schießereien ist es nötig, die Kinder zu beruhigen und ihnen ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Ferienspiele brachten den Kindern Entspannung und Spaß als Kontrast zu der täglichen Gewalterfahrung und stärkten sie, die fortdauernden Schrecken zu ertragen.

Am Ende der Ferienspiele gab es ein kleines Fest, zu dem auch viele Eltern kamen. Jedes Kind erhielt eine Schultasche als Geschenk, denn kein einziges Kind besaß eine, und die Eltern können es sich zur Zeit nicht leisten, welche zu kaufen. Einige Kinder erzählen immer noch begeistert von ihren „Ferien vom Krieg“.



„Aber die Kinder können doch nichts dafür!“

Eine grenzüberschreitende Begegnung für Kinder aus dem Kosovo

„Ihr Vorhaben ist unmöglich und gefährlich!“ Das war der abschließende Kommentar eines UN-Repräsentanten für Erziehung in Pristina, als wir im Frühjahr mit ihm über unsere Pläne diskutierten, eine gemeinsame Freizeit mit Albanern, Roma und Serben aus dem Kosovo durchzuführen. Diese Einschätzung beruht auf der Erfahrung des Scheiterns multiethnischer Projekte und auf der Furcht vor Gewalt, die aus dem Alltag des Kosovo keineswegs verschwunden ist. Mit Stacheldraht umzäunte Checkpoints der KFOR zur Überwachung der Sektorengrenzen gehören immer noch ebenso zur kosovarischen Normalität wie mit Maschinenpistolen bewaffnete Soldaten, welche die Rolle der Polizei zu übernehmen versuchen.

Auch bei den Albanern und Serben, die wir im Vorjahr bei zwei getrennten Freizeiten kennen gelernt hatten, stieß unsere Idee, nunmehr ein gemeinsames Projekt anzugehen, überwiegend auf Skepsis und Ablehnung. Einige der BetreuerInnen aus dem vergangenen Jahr weigerten sich entschieden, an der Planung gemischter Freizeiten teilzunehmen. Problemloser war der Einbezug der Roma aus den Camps in der Nähe der Stadt Mitrovica, denn diese leben räumlich isoliert und in dramatischer Armut. Sie können sich auch deshalb den „Luxus“ nicht leisten, irgendeine Form von Unterstützung abzulehnen.

Wie schwierig es ist, eine Verbindung zwischen Albanern und Serben herzustellen, wurde bei der Vorbereitung immer wieder deutlich: Auf die e-mails und Briefe, mit denen wir zu Jahresbeginn zur Teilnahme einluden, lautete eine wiederkehrende Antwort sinngemäß: „Wir würden uns sehr darüber freuen, wieder mit den Kindern an das Meer fahren zu können. Es können auch alle Minderheiten mitfahren, aber wir fahren auf keinen Fall gemeinsam mit den Serben/den Albanern!“. In Reaktion hierauf sind wir im März 2002 in den Kosovo gefahren, um vor Ort im direkten Gespräch Überzeugungsarbeit zu leisten. Aber es war dann fast unmöglich, Vertreter beider Seiten zu finden, die überhaupt bereit waren, sich zu einem Vorbereitungsgespräch zusammenzusetzen. Sich mit der jeweils anderen Seite treffen, das heißt in Mitrovica die schwer bewachte Brücke zu über-

schreiten, die den serbischen Norden vom albanischen Süden der Stadt trennt, und dabei von beiden Seiten beobachtet zu werden. Als wir schließlich zwei junge Männer mit viel Nachdruck überredet hatten, sich in einem von der KFOR bewachten Gebäude mit uns zu treffen, war die Atmosphäre höchst angespannt. Die beiden Männer kannten sich, da sie einige Zeit zusammen für eine internationale Hilfsorganisation gearbeitet hatten, aber das heißt im Kosovo noch lange nicht, dass sie bereit waren, sich mit Handschlag zu begrüßen. Angst aber hatten beide weniger voreinander, sondern vor Schlägen und Repression von den Hardlinern der jeweils eigenen Seite. „Ihr müsst nach dem Gespräch mit mir in den serbischen Teil Mitrovicas zurückgehen, damit die sehen, dass ich mich mit Deutschen getroffen habe, sonst schlagen die mir das Gesicht ein“, so formulierte der junge serbische Mann voller Furcht vor dem, was ihn nach einem Treffen mit „dem Feind“ erwartet. Auch wurde bald klar, dass, wenn überhaupt gemischte Gruppen zustande kämen, die Anreise nur in ethnisch getrennten Bussen und auf unterschiedlichen Reisewegen durchgeführt werden könnte.

Möglich wurden die Ferien für Kinder aus Mitrovica schließlich doch, aber nur, weil wir immer wieder kompromisslos formulierten: „Unser friedenspolitisches Konzept sind gemeinsame Gruppen. Wir sind die letzten Jahre schon davon abgewichen und haben getrennte Gruppen finanziert. Aber seit letzten Sommer habt Ihr gewusst, dass wir dieses Jahr nur gemeinsame Gruppen einladen. Wenn Ihr das nicht wollt, müsst Ihr Euch einen anderen Sponsor suchen.“

Unverzichtbar für die Durchführung der Kosovo-Freizeiten war die Zusammenarbeit mit dem in Rahovac, im Süden des Kosovo, angesiedelten Frauen- und Kinderprojekt des Freiburger Vereins Amica, der in den letzten Jahren auch schon mit getrennten Gruppen von albanischen und serbischen Kindern an dem Projekt „Ferien vom Krieg“ teilgenommen hatte. Die qualifizierte Arbeit mit Frauen beider Seiten hat nach drei Jahren Früchte getragen, so dass die serbischen und albanischen Eltern aus der Region Rahovac in diesem Sommer erstmals zu einem gemeinsamen Schritt bereit waren, nämlich die Kinder zusammen in Ferien zu schicken. So fuhren dann im Juni und Juli drei gemischte Gruppen mit jeweils 60 serbischen, albanischen und Romakindern aus Rahovac, Velica Hoca und Mitrovica nach Ulcinj in Montenegro an der Adria.

Der angenehme, weitgehend problemlose Verlauf und die Ergebnisse des Projekts, haben uns in unserem Vorgehen bestätigt. In Ulcinj war es für die

Kinder kein Problem, mit altersgleichen der anderen Seite zusammenzuleben, zu spielen und zu baden. Und am Ende waren nahezu alle sich darin einig, dass solche Freizeiten im nächsten Jahr wieder stattfinden können und stattfinden sollen. Inzwischen ist es in Rahovac sogar gelungen, ein Nachtreffen zu organisieren, bei dem die meisten Kinder erneut zusammenkamen.

Nachdem zu Beginn noch viele Eltern sagten, „Nein, das wird nie etwas!“, „Nein, mein Kind fährt da nicht mit!“, wollten später dann doch sehr viele ihre Kinder ans Meer schicken. Ein albanisches Elternpaar, dessen Tochter zusehen musste, wie Serben ihren Onkel umbrachten, sagte uns: „Aber die Kinder können doch nichts dafür!“

Zwar verschwanden in der Freizeitsituation nicht alle Feindseligkeiten und Vorurteile. Aber es kam immer wieder zu Begegnungen und gemeinsamen Aktivitäten, bei denen die Frage, wer nun Albaner, Roma oder Serbe ist, für eine begrenzte Zeit an Bedeutung verlor. Dass z.B. Eulen, ein 12-jähriger Albaner an einem Abend gemeinsam mit Milka, einer 13-jährigen Serbin, tanzte und dabei seine serbischen Sprachkenntnisse wiederentdeckte, war für alle zunächst überraschend und aufregend, bald aber schon Normalität. Nach dem Ende der Freizeiten werden sie sich aber nicht mehr treffen können, denn Milka lebt in einer serbischen Enklave, die sie nur im militärisch geschützten Konvoi verlassen kann.

Was dennoch bleibt, sind die gemeinsamen Erfahrungen und die Bilder in den Köpfen: Dass man zusammen tanzte zu albanischer und serbischer Musik und sich sogar an den Händen fasste, dass es für alle Geburtstagskinder immer zwei Geburtstagsständchen hintereinander, also ein albanisches und ein serbisches, gab, dass Sandburgen gemeinsam gebaut wurden, man sich gegenseitig abends in den jeweiligen Häuschen besuchte, ErzieherInnen sich Mühe gaben, auch wenn sie die andere Sprache nicht sprechen, trotzdem mit den Anderen irgendwie zu kommunizieren, dass man sich gegenseitig jeweils zum Bus begleitet hat, um dann mit Tränen Abschied zu nehmen, nachdem noch die Telefonnummern ausgetauscht wurden.

Es bleiben aber auch andere Bilder: Dass man die von der anderen Seite immer mal wieder nicht mitspielen lassen wollte, dass darüber gestritten wurde, ob bei „den Serben“ der Kassettenrecorder fünf Minuten länger laufen durfte als bei „den Albanern“, dass die eigenen Freunde ankündigen, sie würden daheim erzählen, dass man mit einer von der anderen Seite

getanzt habe und dass dann Blut fließen werde, dass einige BetreuerInnen sich weigern, die andere Sprache zu sprechen und auch immer wieder versuchen, nur ihre eigenen Kinder bei den Aktivitäten um sich zu scharen.

Von einem friedlichen, multiethnischen Miteinander ist der Kosovo weit entfernt, das war auch bei den Freizeiten deutlich zu spüren. Aber es ist uns gelungen, einen wichtigen ersten Schritt über die ethnischen Grenzen hinweg zu wagen und zu zeigen, dass dieser möglich ist. Daran werden wir anknüpfen können, wenn eine erneute Konflikteskalation ausbleibt.



Eckhard Meier (Shiatsu-Therapeut)

Ich fuhr mit dem Auto über viele Grenzen nach Montenegro, bis ich totmüde in Ulcinj ankam. „Meine“ Gruppe kam erst ein paar Tage später, so konnte Montserrat Romero, die als Shiatsu-Therapeutin mit der ersten Gruppe aus dem Kosovo gearbeitet hatte, mich einführen. Zwei Betreuer kamen gleich auf mich zu, weil sie gerne zur Massage kommen wollten, ein Roma und ein Albaner. Vermutlich wollten sie sich nicht von einer Frau behandeln lassen. Letztendlich kamen beide aber nicht, sondern schickten ihre Kinder.

Anfangs hatte ich den Anspruch, so zu arbeiten wie zu Hause. Doch es stellte sich bald heraus, dass diese Kinder anderes brauchten und ich mich mehr auf das Geschehen einlassen sollte. Ich deutete ihnen durch Gesten an, dass sie sich hinlegen sollten, und arbeitete dann dort, wo sie eben lagen. Die meisten legten sich auf den Bauch: Ich habe selten so verspannte Rückenmuskulatur und blockierte Blasenmeridiane unter die Hände bekommen wie dort ... Wenn man annimmt, dass Energiefluss etwas mit Jugend zu tun hat, bei diesen Kindern ganz sicher nicht!

Alles gräbt sich tief in unsere Strukturen ein, da reicht eine Bombennacht voller Angst, und das Bettnässen will nicht aufhören, die Albträume und die Schlafstörungen. Die meisten dieser Kinder hatten solche Erlebnisse hinter sich ... Manche Kinder kamen mehrfach, sei es, weil sie konkrete Beschwerden hatten, sei es, weil sie sich so gelegentlich eine Auszeit vom Gewühl der großen Gruppe gönnten.

Auffallend viele Kinder schliefen während der Massage ein. Anspannung jeder Art lockert sich bei der Shiatsu-Behandlung. Ich arbeitete im Haus und am Strand. Die Jugendlichen verliebten sich, wurden mehr und mehr eine Gruppe, es war einfach schön zu erleben, wie die Grenzen verschwammen – ohne sich aufzuheben.

Die verbale Verständigung war durchgängig schwierig, doch unter solchen Umständen werden wieder kleine und kleinste Gesten wahrgenommen und geben Grund zur Freude: Ein morgendlicher Gruß, ein Lächeln, ein Händedruck, ein Winken und vieles mehr.

**Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Hiltrud Gass,
Brigitte Klaß, Edgar Weick**

Die sechs Ferienfreizeiten in Živogošće an der kroatischen Adria

Abschied vom Hotel Nimfa

Seit vielen Jahren fahren Flüchtlings- und sehr arme Kinder aus Serbien, Kroatien und allen Teilen Bosniens zu gemeinsamen Freizeiten in das Hotel Nimfa an der Makarska-Riviera. Unmittelbar nach dem Krieg hatten wir den riesigen Komplex allein für unsere „Ferien vom Krieg“. Allmählich kehrten im Sommer die Touristen zurück, zunächst die sparsamen Osteuropäer und in den letzten Jahren auch die betuchteren Deutschen. Das Hotel wurde nach und nach instandgesetzt, die Kinder wohnten in einem unrenovierten Seitengebäude. Zu den Mahlzeiten durften sie in das „richtige“ Hotel, sie speisten an weiß gedeckten Tischen und wurden von netten Kellnern bedient.

In den ersten Jahre gab es verschiedentlich Probleme mit der Dorfbevölkerung, insbesondere die serbischen Kinder wurden angepöbelt oder erschreckt, doch inzwischen haben sich alle daran gewöhnt, dass die Kinder abends durchs Dorf spazieren und dabei auch der eine ein Eis und die andere eine Limo konsumiert. Seit letztem Sommer ist das Hotel mit „All-inclusive-Touristen“ von Neckermann belegt, und niemand kauft außerhalb des Hotels, was es drinnen umsonst gibt. So waren die paar Euro, die die Kinder als Taschengeld ausgaben, im Dorf hoch willkommen.

Wir hatten natürlich Bedenken, dass es bei über hundert lebensfrohen Kindern zu Konflikten mit den ruhesuchenden Touristen kommen könnte. Das Gegenteil war der Fall. Durch das spannende Angebot vieler Aktivitäten zweimal täglich und die Schwimmkurse am Strand kamen die Kinder gar nicht auf die Idee, durch das Hotel zu streifen oder Streiche auszuheken. Für viele Urlauber war es eine willkommene Abwechslung, den ersten Schwimmversuchen und dem Gehüpfe und Gequietsche in den brechenden Wellen zuzuschauen. Einige interessierten sich auch für die Schicksale der Kinder oder verteilten Süßigkeiten. In diesem Sommer hatte eine Touristin aus Deutschland sogar einen großen Karton mit Taschenrechnern für die Kinder mitgebracht. Die Lehrer einer Schule, die fast keine Lehrmittel zur

Verfügung hat, haben sich riesig gefreut, die Rechner mitnehmen zu dürfen.

Während der letzten Freizeit erhielten wir die traurige Nachricht, dass nun auch „unser“ großes Nebengebäude des Hotel Nimfa renoviert und in Zukunft an Touristen vermietet wird. Obwohl es immer wieder nervenaufreibende Auseinandersetzungen mit einigen Angestellten des Hotels gegeben hat, die lieber „richtige“ Touristen als arme Kriegskinder als Gäste gesehen hätten, stimmten alle darin überein, dass es keinen idealeren Platz für dieses Projekt geben konnte als eben dieses heruntergekommene Seitengebäude an einem der schönsten Plätze der Adria.

Nach der endgültigen Nachricht, dass uns das Haus zukünftig nicht mehr zur Verfügung stehen würde, waren sich alle Team-Mitglieder einig, dass dies nicht das Ende der „Ferien vom Krieg“ an der kroatischen Küste bedeuten dürfe. Inzwischen haben wir 20 km südlich von Živogošće, in Drevnik ein anderes Hotel gefunden und können auch 2003 etwa fünfhundert Kindern ermöglichen, sich in entspannter Atmosphäre zu treffen und Freunde zu werden.

Einschub:

Ein Hoheslied auf den Hoteldirektor und die Koordinatorin

Vor acht Jahren haben Hanne und Klaus Vack, die „Eltern“ des Projektes „Ferien vom Krieg“, in Herrn Letica einen engagierten Partner gefunden, der seitdem alles ihm Mögliche unternommen hat, dass die gemeinsamen Freizeiten stattfinden konnten, insgesamt für etwa 7.000 Kinder im Hotel Nimfa.

Jedes Jahr gab es andere Schwierigkeiten, bei deren Lösung Herr Letica uns half: wenn z.B. der mit Spielen und Material vollgestopfte Kleinbus durch den Zoll geschleust werden musste; wenn z.B. die Busse mit Kindern aus Bosnien in glühender Mittagshitze stundenlang an der Einreise nach Kroatien gehindert wurden; wenn z.B. ein Betreuer festgehalten wurde, der zu Kriegsbeginn als Serbe aus Dubrovnik geflüchtet war, inzwischen aber schon lange einen bosnischen Pass hatte, in Kroatien aber weiterhin als Deserteur auf der Fahndungsliste stand; wenn z.B. plötzlich ein Hoteldirektor absagte, als er erfuhr, dass albanische Flüchtlingskinder aus dem Kosovo seine Gäste sein sollten. Die Kinder saßen bereits erwartungsvoll in den Bussen, und es gab keine Unterkunft für sie. Dank seiner

exzellenten Kontakte überredete Herr Letica einen der wenigen anderen Hoteliers in Neum, die Kinder aufzunehmen. Als diese aus den Bussen stiegen, ahnten sie nicht, welche Zitterpartie gerade überstanden war.

Für die Touristik-Manager an der Küste erscheint der Krieg inzwischen als Makel. Nicht so für Herrn Letica! Vermutlich war es nicht leicht, gegen diese Verdrängungsmechanismen eine Art Ehrenbürgerschaft der Stadt Makarska für die ProtagonistInnen der Aktion „Ferien vom Krieg“ durchzusetzen. (Hanne und Klaus Vack, Helga Dieter und Monika Hoffmann als in der Region bekannte Unterstützerin des Projektes.) Ohne die engagierte Hilfe von Herrn Letica wäre die Realisierung des Projektes „Ferien vom Krieg“ mit Gruppen aus Bosnien und Serbien an der kroatischen Küste undenkbar gewesen!

Vor fünf Jahren kam Blazenka Madzarevic als Übersetzerin und Krankenschwester mit einer Gruppe aus Tuzla. Sie hatte als Flüchtling in Deutschland gearbeitet und war kurz zuvor zurückgekehrt. Alle waren von ihr so begeistert, dass wir sie gebeten haben, in den folgenden Jahren die Freizeiten organisatorisch vorzubereiten und in Živogošće zu koordinieren. Sie verhandelte mit den Partnerorganisationen in Banja Luka bzw. Gornji Vakuf und wählte mit ihnen jährlich 600 - 800 Kinder sowie Betreuer



und Betreuerinnen aus. Sie verhandelte mit Unternehmen über die Preise für die Busse. Oft rannte sie den Papieren für die Sammelpässe hinterher, denn die Mütter sind manchmal nicht in der Lage, diese bezuschaffen. Bei Problemen ärgerte sie sich über die Bürokraten, überzeugte sie dann aber mit Charme und Humor.

Wenn das dann alles geschafft war, blieb Blazenka den Sommer über in Živogošće. Sie war bei den Kindern so beliebt, dass viele strahlten, wenn sie endlich einen kleinen Kratzer am Fuß hatten und von Blazenka verarztet wurden. Bei ernsteren Erkrankungen machte sie ihren Schlafraum zum Krankenzimmer, in dem häufig mehrere kleine Patienten behandelt und getröstet werden mussten.

Die meisten biografischen Gespräche mit Kindern führte und übersetzte Blazenka. Ihre Wärme und Empathie machte es den Kindern emotional möglich, über ihre Kriegserlebnisse zu sprechen. Ständig kam jemand mit Fragen oder Problemen zu ihr. Oft saß sie zwischen allen Stühlen, wenn z.B. die Ärzte bei Grippe Antibiotika verordneten, und das deutsche Team vor solchen „Hämmern“ warnte; wenn z.B. bei der Ankunft die kroatischen BetreuerInnen sich benachteiligt fühlten, weil sie nur ein Zimmer erhielten und die serbischen das Appartement; wenn z.B. das von den „richtigen“ Touristen gestresste Hotelpersonal die Kinder als Gäste zweiter Klasse behandelte usw.

Blazenka hat nun in einem anderen Projekt bei Prijateljice (Amica) eine volle Stelle angetreten. Das ist für sie ein Gewinn und für uns ein Verlust. Glücklicherweise bleibt sie in Tuzla und wird die Freizeiten weiter beratend unterstützen. Tausende von Kindern werden sie dankbar in Erinnerung halten.

Fortsetzung:

Die sechs Ferienfreizeiten in Živogošće an der kroatischen Adria

Im Sommer 2002 trafen sich 650 junge Serben, Kroaten, muslimische Bosnier und Roma zum Baden, Erholen und Kennenlernen im Hotel Nimfa. Sie wurden liebevoll von 74 Erwachsenen betreut und phantasievoll zu verschiedenen kreativen und sportlichen Aktivitäten angeregt. Dabei konnten sie täglich neu entscheiden, an welchem der 12 Angebote – von Basteln über Sport bis zu Computerkursen – sie zweimal täglich für eineinhalb Stunden verbindlich teilnehmen wollten. So trafen die Kinder

für einen Teil jeden Tages mit anderen zusammen, die dieselben Interessen hatten. Wer woher kommt, ist dabei völlig unwichtig.

Vor einigen Jahren erschien es vielen BetreuerInnen noch als Zumutung, sich bei ihren Freizeitangeboten nach den Bedürfnissen der Kinder zu richten. Inzwischen ist das kein Thema mehr. Es gibt aus allen Städten und Projekten eingespielte Teams, die jeden Sommer gern wieder mitarbeiten. Die Männer bieten eher sportliche Aktivitäten an, wobei sie inzwischen unser Konzept teilen, dass es bei den „Ferien vom Krieg“ auf Spaß an Bewegung und Spiel ankommt und nicht darauf, dass gute Sportler noch bessere Leistungen erzielen. Die meisten Frauen kommen mit kreativen Ideen zum Malen, Basteln, Tanzen oder Theater spielen, die sie untereinander austauschen oder der nächsten Gruppe „vererben“.

So gibt es bei den Erwachsenen inzwischen eine gewisse entlastende Routine. Da alle Kinder in der Regel nur einmal ans Meer kommen dürfen, ist für sie die tägliche Wahl der Aktivitäten aus einem großen Angebot neu, überraschend und lustvoll. In diesem Sommer änderten wir für die letzte Gruppe in Živogošće unsere Auswahlkriterien, insofern wir Jugendliche zwischen 15 und 18 Jahren einluden, die bereits früher einmal an einer Freizeit teilgenommen hatten. Diese Jugendlichen haben den Krieg noch bewusst erlebt.

Ein Virus machte vor ethnischen Grenzen keinen Halt

Zur ersten Freizeit kamen Flüchtlingskinder bzw. Rückkehrer aus der Gegend von Osijek in Ostslawonien/Kroatien zusammen mit serbischen Kindern aus Sombor/BR Jugoslawien. Die beiden Städte liegen nicht weit voneinander entfernt, aber Kontakte über die Grenze gibt es kaum. Der Krieg hat in Ostslawonien besonders grausam gewütet. Das ist zwar schon zehn Jahre her, aber die Spuren der Verwüstung sind noch überall zu sehen. Sombor war die erste Stadt in Serbien, die 1999 von der Nato bombardiert wurde. Die Kinder können sich an die Schrecken noch erinnern. Ein Teil der serbischen Kinder kam aus Bosnien (Bosanski Brod oder jetzt Srpski Brod), das an der Save, direkt gegenüber der ehemaligen Schwesterstadt Slavonski Brod (Kroatien) liegt. Kontakte über den Grenzfluss gibt es kaum noch.



Das Friedenszentrum Osijek arbeitet mit dem in Sombor seit einigen Jahren zusammen, um Kontakte von Schulen und sozialen Projekten zu fördern. Bei dieser Gruppe passierte diesen Sommer, was wir schon lange befürchtet hatten: Ein Magen-Darm-Virus grassierte, der vor ethnischen Abgrenzungen nicht Halt machte. 100 kranke Kinder in einem Haus! Unser VW-Bus wurde mit Matratzen ausgelegt und fuhr ständig zu den Vertrags-Ärztinnen. Der Shiatsu-Behandlungsraum wurde zur Krankenstation, wo sich Ruth und Peter Pach rührend um die kleinen Patienten kümmerten. Kaum saßen die BetreuerInnen einmal zur Besprechung zusammen, kam ein Kind mit einer neuen Katastrophennachricht angelaufen. Zwei Jungen hatten, trotz Verbotes, von den unreifen Feigen vor dem Haus gegessen, die vom Hotel, wie die ganze Gegend, mit einem Anti-Mücken-Gift gespritzt waren. Sie wanden sich weinend in Magenkrämpfen. Doch auch diese Stresssituation hatte einen positiven Effekt: Keine/r der BetreuerInnen fragte, ob das Kind aus Kroatien oder Serbien komme und wer „zuständig“ sei. Alle bemühten sich gemeinsam, dass die Ferien dennoch erholsam und freudvoll verliefen.

Ruth und Peter Pach besuchten im September einige der TeilnehmerInnen

Wir haben im September 2002 einen Hilferuf von Danica aus Bosanski Brod ... erhalten. Wir haben sie als Betreuerin in Živogošće kennengelernt. Danica ist Mitarbeiterin in der grenzübergreifenden Organisation "Zdravo da ste" (übersetzt: „Hallo Nachbar“). Sie bat um Schul- und Spielsachen, Winterkleidung, Schuhe usw. für Kinder, die unter schwierigen Umständen leben.

Wir konnten innerhalb kurzer Zeit im Freundeskreis, die gewünschten Dinge sammeln und fuhren am 1.11.02 mit unserem fast 40-jährigen Wohnmobil nach Bosanski Brod/Slavonski Brod mit vielen guten Wünschen, den notwendigen Dokumenten vom bosnischen Konsulat, Auswärtigen Amt, Zollamt, Roten Kreuz, der AWO und natürlich mit einem gewissen Kribbeln im Bauch, auch alles an die richtige Stelle zu bekommen.

In Slavonski Brod/Kroatien hatten wir mit Biljana ein Treffen mit Betreuerinnen der diesjährigen Freizeit aus Osijek, Dali, Slavonski Brod (Kroatien) und Bosanski Brod (BiH) organisiert, um sich wiederzusehen, sich auszutauschen und ein paar gemeinsame Stunden zu verbringen. Es wurde ein netter Abend, und aus den Gesprächen konnten wir entnehmen, dass ein Austausch und Verbindungen über die Grenzen hinweg weiter bestehen und gepflegt werden. Die BetreuerInnen aus Sombor/Jugoslawien ließen grüßen. Sie konnten von dort leider nicht so kurzfristig kommen, da sie für die Reise ein Visum benötigen. Wir wissen aber, dass dann im Oktober ein Treffen in Sombor stattgefunden hat, bei dem die meisten BetreuerInnen aus den drei Staaten dabei waren. Am nächsten Tag konnten wir, nach einer bedrückenden Fahrt vorbei an zerbombten Häusern, die Hilfsgüter an die Familien übergeben. In diesem Fall sind es 19 Flüchtlingsfamilien, die auch Kriegswaisen bei sich aufgenommen haben. Diese Menschen leben seit 4 Jahren in einem ehemaligen Sportheim. 16 Familien „wohnen“ in jeweils einem Zimmer, 3 Familien haben zwei Zimmer zur Verfügung! Es gibt kein Einkommen. Der Empfang war sehr freundlich. Insbesondere die Kinder, die uns aus Živogošće kannten, waren überglücklich, uns wiederzusehen.“

Die Freizeiten mit Kindern und Jugendlichen aus drei bosnischen Städten

Seit ein paar Jahren treffen sich bei den Freizeiten in Živogošće je 35 Kinder und Jugendliche aus drei sehr unterschiedlichen Städten in Bosnien.



Banja Luka ist die Hauptstadt der Serbischen Republik, der Ort ist also überwiegend von Serben bewohnt. Die katholisch-kroatische und die muslimische Minderheit werden bis heute wirtschaftlich und sozial benachteiligt. Viele von ihnen sind im Krieg geflüchtet, einige sind zurückgekommen. Das Klima ist gespannt. Anders als in Ostbosnien ist es

aber im Krieg nicht zu so grausamen Exzessen und Massenvertreibungen gekommen. In den Gruppen aus Banja Luka sind jeweils Kinder der Minderheiten und Waisen aus einem Heim.

Tuzla hat sich im Krieg als „Offene Stadt“ bezeichnet und verhalten. Die serbische Minderheit wurde nicht vertrieben, viele sind aber aus Angst dennoch geflüchtet. Während des Krieges wurden viele Muslime aus Ostbosnien grausam vertrieben, die letzten nach der Eroberung der UN-Schutzzone Srebrenica. 25.000 Frauen und Kinder wurden nach Tuzla deportiert. Mehr als 7.000 Männer sind noch vermisst. Amica/Prijateljice, unsere Partnerorganisation in Tuzla, wählt die Kinder aus. Inzwischen ist eines der schwierigsten Probleme in der Region die häufig erzwungene Rückkehr der Binnen- und Auslandsflüchtlinge in ihre früheren Wohnorte. Besonders für die Kinder, die sich nicht mehr an die „Heimat“ erinnern können, ist die Rückkehr aus dem städtischen Milieu in Tuzla in die einsamen Dörfer Ostbosniens ein Schock. Die Häuser dort sind meist noch Ruinen ohne Strom und Wasser. Oft sind die Felder und Wälder in der Umgebung noch vermint. Manchmal gibt es weit und breit keine Kontaktmöglichkeit zu Gleichaltrigen.

Gornji-Vakuf ist seit dem Krieg in zwei Städte zerfallen. Der kroatische Teil, der nur durch eine verwüstete Straße vom muslimischen Teil getrennt ist, nennt sich jetzt Uskoplje. Im Niemandsland dazwischen steht ein für Jugendliche beider Seiten offenes Jugendzentrum, das 1995 auch durch die Beteiligung von Hanne und Klaus Vack vom Komitee initiiert und finanziert wurde.

Edgar Weick und Ludwig Pongratz (Übersetzung Alma Belkic)

Zusammenfassung von Gesprächen mit Kindern



Dorde (geb. am 30.10.1989)

Ich komme aus Srebrenica, dort bin ich vor dreizehn Jahren geboren. Im Krieg wurde die Stadt zur Schutzzone für Muslime, deshalb mussten wir Serben weg. Wir sind zuerst in ein benachbartes Dorf und dann nach Valjevo geflohen. Dort haben wir uns während des Krieges aufgehalten. Meine Mutter wurde auf der Flucht von bosnischen Muslimen erschossen. Damals war ich vier Jahre alt. Der Schuss traf meine Mutter am Hals. Ich saß auf ihrem Schoß. Dabei erhielt auch ich eine Verletzung an der Stirn. Wir waren vier Jahre auf der Flucht. Jetzt lebe ich zusammen mit meinem Vater und einem 15-jährigen Bruder wieder in Srebrenica. In der Schule lerne ich Englisch. Als ich hierher kam, da konnte ich schon schwimmen. Wenn ich die Schule beendet habe, dann will mich mein Vater auf eine Kunstschule schicken.



Foto: Adem mit der Betreuerin Almasa und der Übersetzerin Alma

Adem

Im Oktober werde ich 15 Jahre alt. Ich wohne schon seit etwa zehn Jahren im Kinderheim in Tuzla und habe keine Eltern mehr. Ich stamme aus Srebrenica. Mit meinen Eltern bin ich während des Krieges aus Srebrenica geflohen. Meine Mutter wurde im Krieg erschossen: Sie hatte sich gerade ein Geländer hinuntergehängt und stand unten mit ausgestreckten Händen, um mich 'runterzuheben. Da traf sie der Schuss eines Tschetnik (Schimpfwort für serbische Soldaten). Damals war ich gerade fünf Jahre alt. Ich kann mich noch genau erinnern, wie die Tschetniks auf uns geschossen und meine Mutter getötet haben. Mein Vater ist während des Krieges aus Srebrenica geflohen, um sein Leben zu retten. Seitdem ist er verschollen. Nachbarn haben mich während der Flucht aufgenommen. Sie haben auch meine Mutter neben ihrem Haus begraben (Adem weint, während er davon erzählt). Mit einem LKW sind wir nach Tuzla gekommen, und dort wurde ich gleich in diesem Kinderheim aufgenommen. Ich besuche die 7. Klasse, in zwei Jahren ist für mich die Schule zu Ende. Im Kinderheim habe ich Kontakt zu einer Frau gefunden, die in der Nähe von Tuzla wohnt. Sie ist zu mir wie eine Mutter. Sie heißt Mersa. Sie wollte mich adoptieren, doch das Kinderheim hat das nicht erlaubt. In den

Schulferien werde ich sie besuchen. Mersa will es mir auch ermöglichen, dass ich zu ihren Freunden nach Deutschland fahren kann. Ein Hoteldirektor in Italien hat für mich eine Patenschaft übernommen und schickt regelmäßig etwas Geld. Wenn ich ins Ausland könnte, dann würde ich am liebsten nach Deutschland oder Italien gehen. Im Kinderheim kann ich noch bis zu meinem 18. Lebensjahr bleiben, aber ich würde lieber heute als morgen weggehen. Meine einzige Hoffnung ist, dass ich Bosnien verlassen kann. Mit den serbischen Kindern habe ich hier in den Ferien keine Probleme.



Nihada (geb. 28.2.1991)

Ich besuche eine Sonderschule und habe mit elf Jahren gerade die 4. Klasse beendet. Seit meine Mutter vor drei Jahren gestorben ist, lebe ich im Waisenhaus. Wir kommen aus einem Dorf in der Nähe von Tuzla. Mein Vater lebt noch, er hat kein Geld. Meine Tante erlaubt es nicht, dass ich bei meinem Vater lebe. Ich erinnere mich noch gut, wie geschossen wurde

(Nihada spricht sehr lebhaft, als wir sie nach ihren Kriegserinnerungen fragen). Als wir auf der Flucht waren, wurde neben mir ein Kind auf der Straße erschossen. Auf der Flucht hatten wir eine Unterkunft gefunden. Später sind wir wieder in unser eigenes Haus zurückgekehrt. Eines Tages hatte meine Mutter Handgranaten gefunden und aufgehoben. Durch die Explosion dieser Handgranaten wurde sie getötet. Weil mein Vater nicht da war, habe ich meine Tante gerufen. Alle sind in Ohnmacht gefallen, als sie meine Mutter sahen. Ich habe ein Stück von der Hand meiner Mutter an mich genommen und dem Imam gezeigt. Dieses Stück von der Hand wurde mit meiner Mutter beerdigt. Mein Vater hat mich ins Waisenhaus gebracht. Mein größter Wunsch ist, dass mir mein Spender schreibt. Ich hätte gerne einen Walkman.

Hiltrud Gass

Gespräch mit Mirko

Verwundert frage ich den zwölfjährigen Mirko, wo er so gut deutsch gelernt habe. „Na in Deutschland, ich habe acht Jahre dort gelebt, in Krefeld.“

Mirko erzählt, er sei noch ganz klein gewesen, als seine Familie nach Deutschland geflüchtet sei. Im Kindergarten und später in der Schule habe es ihm gut gefallen. Er spricht lebendig von seinem Lehrer, seinen Klassenkameraden, seinen Freunden und betont, wie wohl er sich in Deutschland gefühlt habe – und seine Familie auch.

Ich frage ihn, warum er nicht in Krefeld geblieben sei, und kenne natürlich die Antwort: „Wir sind abgeschoben worden.“ Von den Behörden seien sie in ein Zimmer in Srebrenica eingewiesen worden. Dort kannten sie niemanden, hatten keine wirkliche Bleibe und keine Existenzgrundlage. Seine Eltern hätten in dieser Stadt auf keinen Fall bleiben wollen. Deshalb seien sie zu einem Onkel nach Banja Luka gezogen. Dieser habe Arbeit und eine kleine Landwirtschaft. Sein Vater, der eigentlich Ingenieur sei, helfe jetzt bei dem Onkel aus, so schlügen sie sich durch, so gut es eben gehe. Mirko erzählt mit einem kleinen Lachen, dass seine jüngere Schwester immer noch viel besser deutsch spreche als serbo-kroatisch.

Ich frage ihn, ob er es nicht komisch fände, dass er erst aus Deutschland abgeschoben wurde und nun an einem von Deutschen organisierten Projekt

teilnehme. „Nein“, antwortet er, „ich habe mich total darauf gefreut, hier Deutsche zu treffen, weil ich die Sprache so schön finde.“
Das verschlägt mir die Sprache.

Hiltrud Gass

Wie kommt das Salz ins Meer?

Auf dem Weg zur abendlichen Kinderversammlung (Sastanak), wo vor dem Schlafengehen Rückblick auf die Erlebnisse des Tages gehalten wird und Planungen für den nächsten Thema sind, treffe ich vor dem Haus zwei Mädchen. „Hi Ladies, let's go, Sastanak“, winke ich ihnen leichthin zu. Als sie aufschauen, bemerke ich ihre tränenüberströmten Gesichter. Erschrocken frage ich, warum sie denn so traurig seien. „Meine Großmutter ist gestorben“, antwortet eine, und die beiden fallen sich laut schluchzend in die Arme. Ich frage, ob sie Geschwister seien? Nein, antwortet eine, sie hätten sich hier erst kennengelernt, eine komme aus Banja Luka, die andere aus Tuzla. Ich setze mich kurz zu ihnen auf die Mauer und schlage vor, nach dem Sastanak würden wir ihr Problem miteinander besprechen.

Sie kommen mit ins Haus, stehen an der Terrassentür und weinen. Ich wünsche den Kids „Dobro Vece“ und frage, wie es ihnen gehe. Es herrscht eine merkwürdig gedrückte Stimmung: Keine ohrenbetäubende Discomusik, kein Tanzen, wie es um diese Uhrzeit sonst üblich ist. Da bemerke ich hinten am Rand der Terrasse einen schwächlichen Jungen, der schmerzlich weint und die Ruhe ab und zu durch lautes Schluchzen unterbricht. Ich frage den Jungen nach dem Grund seiner Traurigkeit. Mühsam antwortet er mit tränenerstickter Stimme, seine Großmutter sei gestorben. Viele Kinder beginnen zu weinen und ein Mädchen in meiner Nähe schluchzt, seine Oma sei gestorben. Ich überlege irritiert, dass doch unmöglich so viele Großmütter an einem Tag sterben könnten und merke dann, dass Logik das letzte ist, worum es hier geht. Immer mehr Kinder weinen und umarmen sich. Die BetreuerInnen sehen ratlos und betroffen aus. Ich habe keinen Plan, was nun zu tun sei. Schließlich beenden wir den Sastanak. Die meisten Kinder stehen sofort auf und verlassen weinend den Aufenthaltsraum. Die Übersetzerin schafft es kaum, mir irgendein erklärendes Wort mitzuteilen, so sehr ist auch sie erschüttert.

Die Betten in den Kinderzimmern werden für diese Nacht zusammengedrückt. Statt drei Kinder pro Zimmer schmiegen sich jetzt vier oder fünf eng aneinander. Jedes Kind soll dort schlafen und weinen dürfen, wo es sich zugehörig fühlt und Trost findet.

Am Ende eines Flures bemerke ich den schwächigen Jungen, der weinend vor einer Zimmertür kauert. Ich hebe ihn vorsichtig hoch und trage ihn sanft auf mein Bett. Dann lege ich den Arm um ihn und erzähle irgendetwas in meiner fremden Sprache, halte ihn, wiege und streichle ihn. Ich versuche sogar zu singen: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen?“ und „Heidschi bum Beidschi.“ Verflücht, Kinderlieder sind nicht meine Stärke! Dann eben „Land in Sicht“ von den Scherben.

Ich höre auf die Geräusche im Haus. Überall, wo tröstende Nähe gebraucht wird, ist auch jemand. Mido schaut herein und trägt den Kleinen sacht in sein Bett. Es ist kurz vor Mitternacht. In den Stockwerken hört man durch die geöffneten Zimmertüren leises Sprechen und nur noch vereinzelt Weinen.

Nur ein kleines Mädchen irrt noch schluchzend durch die Flure. Ich klopfe bei Britt, der Shiatsu-Therapeutin. Wortlos und sanft zieht sie das Kind in den Raum, redet beruhigend auf es ein und beginnt mit der Massage. Auch ich suche Nähe und treffe einige BetreuerInnen im Aufenthaltsraum. Wir lachen zum erstenmal an diesem Abend. Wir sitzen noch lange zusammen und brauchen diese Gemeinschaft.

Wir alle wissen, dass für unsere Kinder der Tod einer Großmutter eine existentielle Bedrohung darstellt, nachdem der Krieg ihnen Eltern und Verwandte genommen hat. Und ein Synonym ist für das Entsetzen, das Grauen, das Unfassbare, das sie immer noch nicht in Worte fassen können: Krieg.

Vor dem Einschlafen fällt mir ein Buchtitel ein:
Wie kommt das Salz ins Meer? Ich glaube, jetzt weiß ich es.

Eine ganz normale Familie

Um das Hotel liegt immer mehr Müll herum. Mit drei Freiwilligen, die nicht einfach zu finden waren, weil alle meinen, diese Arbeit solle als Strafe oktroyiert werden, sammle ich in der Mittagspause den Dreck ein.

Als Überraschung lade ich die Müllsammler zum Eis ein. Im Restaurant ist Selbstbedienung, weil der Kellner völlig übermüdet ist. Er macht auch noch andere Jobs, weil man ja auch noch den Winter überstehen muss, wie Anes, der sich länger mit ihm unterhält, mir voller Verständnis erzählt. Anes kümmert sich um alles, bringt erst meinen Capuccino, den er formvollendet serviert, dann das Eis. Hitze und Eis heben die gute Laune. Wir winken den anderen am Strand zu, sie winken zurück, neidisch, wie die Jungen behaupten. Der Capuccino ist getrunken, das Eis gegessen. Ich bitte Anes, dem Kellner zu sagen, dass ich bezahlen will und eine Quittung brauche.

Anes schaut mit gesenktem Kopf auf seine nervösen Hände und sagt dann, dies sei ihm sehr unangenehm, das mit der Quittung. Ich frage, was daran denn so peinlich wäre, das sei für den Kellner eine ganz normale Angelegenheit. Das wisse er auch, sagt Anes, aber er hätte dem Kellner doch erzählt, dass wir eine Familie seien, die hier Urlaub mache. Eine ganz normale Familie!

Dann eben nur die Rechnung. Kinder sind ja bekanntlich ein Armutsrisiko, aber ich kann nicht verhehlen, dass „meine Söhne“ mir gefallen.

Noch eine Familiengeschichte

Es wird anrühlich, dass eine der Betreuerinnen ihre Enkelin in die Kindergruppe „geschmuggelt“ hat, denn das Mitbringen von Angehörigen ist grundsätzlich untersagt, damit die Freizeiten kein billiger Familienurlaub werden. Ausnahmen bestätigen nach Absprache die Regel.

Ich bitte die Betreuerin zum Gespräch. Sie gibt sofort zu, dass die Siebenjährige ihre Enkelin sei. Diese leide an einer chronischen Bronchitis, und der Arzt habe gesagt, die Luftveränderung am Meer würde ihr Leiden vielleicht bessern. Sie habe nicht gewagt, vorher um Einverständnis zu bitten, aus Furcht vor einer Ablehnung, denn dann hätte es ja keine Chance mehr gegeben. Sie habe gehofft, dass es niemand merke. Sie schildert die Leiden der Kleinen bis hin zu schlimmen Erstickungsanfällen. Die Familie habe kein Geld für eine Behandlung. Sie fühle sich mitschuldig an der Krankheit der Enkelin. In Bosnien sei der Winter sehr kalt, für Heizmaterial sei kein Geld da, deshalb sei die Enkelin erkrankt. Vielleicht sei es besser, keine Kinder zu haben, wenn man kein besseres Leben führen könne. Sie blickt auf's Meer: „Haben Sie Kinder?“

„Hier ist alles ganz anders, aber wenn wir zurückkommen ...“

Für die letzte Freizeit waren Jugendliche von 15 bis 18 Jahren eingeladen, die schon einmal in Živogošće gewesen sind. Wir wollten mit ihnen ins Gespräch kommen, was sich in ihrem Leben und in ihren Städten seither verändert hat.

Wie zwiespältig dies sein kann, zeigt das Beispiel der Jugendlichen aus Gornji-Vakuf/Uskoplje. Alle konnten sich noch gut daran erinnern, wie sie früher in getrennten Bussen anreisten, und wie lange es dauerte, bis über die Workshops Kontakte und Freundschaften entstanden. Alle haben diese Erfahrung als befreiend und außerordentlich wichtig für sich beschrieben. Inzwischen reisen sie in einem gemeinsamen Bus an, Jugendliche verschiedener Ethnien teilen sich ein Zimmer. „Für uns ist gar nicht mehr zu erkennen, wer aus welchem Teil der Stadt kommt“, meinen sogar ihre BetreuerInnen. Gegenüber den Jugendlichen aus Tuzla oder Banja Luka empfinden sie sich als eine gemeinsame Gruppe.

Trotzdem können diese Kontakte und Freundschaften daheim kaum aufrechterhalten werden. Noch immer treffen sich die Jugendlichen nur in dem Jugendzentrum, das auf der Demarkationslinie zwischen den beiden Stadtteilen liegt. In einem Gespräch berichteten uns vier Mädchen übereinstimmend, dass sie sich zuhause nicht besuchen würden. Unsere Frage nach den Gründen konnten sie nicht beantworten. Auf die Frage, ob sie von anderen besucht würde, antwortete ein Mädchen: „Ich glaube, dass sie auch nicht daran denken. Es ist so, als ob wir Angst haben. Wir reden auch nicht darüber. Ich weiß nicht, warum.“ Eine andere wies auf die Unterschiede dieser Freizeit und den Alltag zuhause hin: „Hier ist es anders, aber wenn wir zurückkommen, dann ist es, als ob wir uns nicht kennen. Früher war es eine Stadt, jetzt sind es zwei“. Auf unsere Frage nach gemischten Familien, die es ja in der früher gemeinsamen Stadt gegeben haben muss, erfuhren wir, dass diese Familien in der Regel weggegangen seien, weil sie in der geteilten Stadt nicht leben konnten.

Diese Trennung in zwei Städte wird von den Politikern beider Seiten zementiert. Eine Betreuerin meinte: „Die Menschen wollen zusammenkommen, aber die Politiker trennen uns. Sie haben kein Interesse daran,

etwas zu verändern. Sie kleben an ihren Sesseln und verändern nichts. Wenn sie kooperieren würden, würden sie ja ihren eigenen Stuhl absägen.“

Seit Kriegsende gibt es in Gornji-Vakuf/Uskoplje zwei getrennte Mittelschulen für Muslime und Kroaten. Die frühere gemeinsame Schule, die im jetzt muslimischen Teil liegt, wurde zerstört. Die muslimischen Kinder lernen seit Jahren unter schwierigsten Bedingungen in einem ehemaligen Café, das die Lehrer ausgebaut haben. Dieses Gebäude wurde im Zuge der Privatisierung verkauft. Weil die Schule die vom neuen Besitzer geforderte hohe Miete nicht zahlen konnte, wurde sie mitten im Schuljahr plötzlich geschlossen, und 550 SchülerInnen mit 40 LehrerInnen standen auf der Straße. Aufgrund ihrer Proteste wurde das Gebäude der Schule bis zum Schuljahresende wieder zur Verfügung gestellt. Nach Intervention des OSZE-Hochkommissariats wird jetzt eine neue, gemeinsame Schule gebaut. Gemeinsam soll allerdings ausschließlich das Gebäude sein, es gibt zwei Kollegien, zwei verschiedene Lehrpläne und getrennten Unterricht. Eine Volksgruppe nutzt das Gebäude vormittags, die andere nachmittags.

Konkret haben die anwesenden BetreuerInnen darüber diskutiert, wie sie vielleicht in der neuen Schule zumindest einen gemeinsamen Sportunterricht durchsetzen könnten, um erste Kontakte zwischen den SchülerInnen zu ermöglichen.

Diese Situation macht deutlich, wie langfristig und verheerend die Auswirkungen des Krieges sind und wie notwendig es ist, für Kinder und Jugendliche Möglichkeiten zu schaffen, sich zu treffen und kennenzulernen. Auch wenn sie diese Kontakte in der feindseligen Atmosphäre zu Hause nur im geschützten Raum des Jugendzentrums aufrechterhalten können, sind es Erfahrungen, die für die Zukunft weiterwirken. Ein Mädchen erzählte im Interview, dass sie sich selbst darüber wundere, wie einfach in Živogošće alle zusammen leben könnten: „Vielleicht, weil wir hier alle jung sind und keinen Hass in uns tragen wie die Erwachsenen.“



Foto: Wandmalerei mit der Nymphe (Nimfa)

Rebekka Edelmann

Die erste Freizeit mit Jugendlichen

Zum Abschluss der diesjährigen Aktion „Ferien vom Krieg“ kamen zum ersten Mal 14-18-jährige Jugendliche aus Banja Luka, Gornji Vakuf und Tuzla ins Hotel Nimfa. Wir vom Team waren alle sehr gespannt auf diese Freizeit. Zum ersten Mal würden wir nicht von 8-14-Jährigen belagert werden, sondern das Vergnügen mit 14-18-Jährigen haben, die nicht um 22 Uhr ins Bett gesteckt werden wollen und nicht für die gleichen Aktivitäten zu begeistern sind wie die Kleinen. So begrüßten wir also die ziemlich erwachsen wirkenden Teenager und wussten anfangs nicht so recht, wer eigentlich BetreuerIn, wer TeilnehmerIn war.

Was uns sofort auffiel, war das Fehlen der Begeisterung, mit der die Jüngeren allem Neuen entgegenriefen, und ihr intensives Bemühen um Kontakte zum Team.

Die Großen ließen das alles viel langsamer angehen und wirkten am Anfang manchmal eher gelangweilt und etwas blasiert. Den ersten Besuch in der Hotel-Disco setzten wir deshalb schon am dritten Abend an, und das half, die Atmosphäre aufzulockern.

Das Workshop-Programm war ähnlich wie bei den Freizeiten für die Jüngeren. Allerdings gab es ein neues Highlight, den Wandmalerei-Workshop von Bobby, bei dem das triste Treppenhaus im Sprayerstil leuchtend bunt und phantasievoll gestaltet wurde. Sogar der Direktor des Hotels war begeistert. Ansonsten gab es wie immer viel Sport, Basteln, Jonglieren und eine von den Jugendlichen selbst initiierte Break-Dance Gruppe.

Auch in Kroatien spielte im letzten Sommer das Wetter verrückt. Wir hatten ungewöhnlich viele Regentage, so dass wir uns spontan ein Alternativprogramm im Haus überlegen mussten, was mit 100 Jugendlichen eine echte Herausforderung für uns war. An einem Nachmittag jagten wir beispielsweise neun Gruppen mit je elf zufällig ausgesuchten Mitgliedern durch die verschiedenen Stockwerke, um Montagmaler, Tabu und Gruppenpantomime zu spielen. Es gab ein einziges Chaos, die Spielleiter waren danach alle taub und erschöpft, aber die Jugendlichen hatten riesigen Spaß. Dieser Nachmittag trug entscheidend zur Mischung der Jugendlichen bei, noch Tage danach fühlten sie sich ihrer Mannschaft verbunden. An den Regenabenden gab es statt Disco auf der Terrasse Videonächte mit Harry Potter & Co. Unsere Befürchtungen, was die Bettruhe betraf, wurden noch weit übertroffen. Die Jugendlichen schienen überhaupt nicht müde zu werden und geisterten noch um zwei Uhr mit den unglaublichsten Ausreden durchs Haus. Das Team hatte weniger Kondition und ständig dunkle Ringe unter den Augen.

In lebendiger Erinnerung geblieben ist mir der letzte Abend. Schon beim feierlichen Abschiedsessen fingen einige der großen, sonst so coolen Jungen an zu weinen. Abschiedsschmerz und Tränenvergießen schon vor dem Abendprogramm ist bei den anderen Gruppen selten gewesen.

Mir ist es auch noch nie passiert, dass die langgeprobte Jonglieraufführung daran zu scheitern drohte, dass den „Künstlern“ die Tränen übers Gesicht liefen und sie damit ganz und gar unschminkbar waren, sich aber ohnehin weigerten, in dieser Stimmung eine fröhliche Jongliernummer aufzuführen. Während auf der Terrasse die letzten Vorbereitungen für den bunten Abend in vollem Gange waren, saß ich zwei Stockwerke tiefer umringt von

einem Häufchen Elend Akrobaten und versuchte diese zu überreden, den Abschiedsschmerz doch auf den nächsten Tag zu verschieben. Eine schwierige Aufgabe.

Jovica aus der Break-Dance-Gruppe meinte dabei: „Weißt du, es ist immer so, man kommt hierher, lernt neue Freunde kennen, und dann ist plötzlich alles vorbei, und man muss wieder zurück.“ Jovica kommt aus dem Waisenhaus in Banja Luka. Er war schon als Kind bei den Freizeiten in Živogošće und hat sich im Laufe der 10 Tage mit ein paar Jungen aus Gornji Vakuf angefreundet. Ihm ist es sehr schwer gefallen, wieder ins Heim zurückzukehren. Trotzdem hat er an diesem Abend den Auftritt der Break-Dancer gerettet. Zuvor hatte er sich strikt geweigert, an der Auf-führung teilzunehmen, war zu cool dafür. Angesichts seiner wehmütig trauernden Freunde änderte er spontan seine Haltung und ermöglichte allen einen grandiosen Auftritt.

Der Abschiedstag war natürlich noch 'mal ein Drama. Liebespaare, die dummerweise nicht in denselben Bus steigen konnten, weil sie aus verschiedenen Städten kamen, mussten sich trennen. Jugendliche, BetreuerInnen und das Team, alle weinten und winkten.

Diese Freizeit war etwas Besonderes: die von den jungen Leuten geschlossenen Freundschaften werden bestehen bleiben, durch e-mail-Kontakte und wechselseitige Besuche. Suzana, ein Mädchen aus Banja Luka, hat mir vor kurzem geschrieben, dass sie sich immer wieder mit Jovica und ein paar anderen trifft. Auch in den anderen Städten sind neue Freundschaften entstanden, was vor allem für die noch immer geteilte Stadt Gornji Vakuf Hoffnungen weckt.

Eine wichtige Erfahrung, welche die eigenen Erlebnisse in einen internationalen Kontext rückte, war der Kontakt zu den jungen Israeli und Palästinensern, die sich zur gleichen Zeit bei den „Ferien vom Krieg“ in Deutschland trafen. Die Jugendlichen schickten sich gegenseitig per Fax Grüße, Friedensgedichte und Lieder.

Shiatsu-Massagen in Živogošće

(Zusammenfassungen von Helga Dieter aus dem Shiatsu-Protokoll-Buch des Therapeuten-Teams)

Ruth und Peter Pach

Da die meisten BetreuerInnen unsere Arbeit vom letzten Jahr kannten, schickten sie uns gleich Kinder zur Behandlung. Ein Junge kam täglich, um Shiatsu zu lernen. Seine Mutter leide unter starken Rückenschmerzen, und er wolle lernen, sie zu behandeln. Allmählich wurde unser Shiatsu-Raum zum Krankenzimmer: Aufgeschürfte Knie, Verstauchungen, Seeigelstachel, Sonnenallergien usw. Doch das war alles noch nichts, denn dann traf alle die Viruswelle: Tee, Zwieback, Streicheln, Kopf beim Übergeben halten, Zudecken, Hände auflegen usw. Aber es kam noch schlimmer: Ein Junge aus Sombor hatte lebensbedrohliche Asthmaanfälle. Wir erfuhren später, dass seine Mutter gestorben war, der Vater hatte vier Herzinfarkte, drei jüngere Geschwister sind zu versorgen. Da blieb ihm die Luft weg. Mit dem Spray eines anderen Kindes und zwei Notarzteinsätzen wurde er gerettet. Durch die fürsorgliche junge Betreuerin, durch beruhigende Shiatsu-Hände, und durch die frische Luft stabilisierte sich sein Zustand nach wenigen Tagen.

Almuth Grünefeld und Heiko Lehmkuhl

... Diese Kindergruppe ist z.T. sehr extrem und chaotisch. Viele kommen aus Heimen. In einem Zimmer wurden Schlagringe gefunden. Ein Junge kletterte abends an der Hausfassade hoch. Sechs Kinder sind nachts einfach abgehauen. Bis spät in die Nacht wurden sie am Strand gesucht, denn es hieß, dass sie baden gehen wollten. Gegen 1.30 Uhr morgens kamen sie zurück. Von Seiten der einheimischen BetreuerInnen wird eine strenge und strikte Linie gefahren, auch Kollektivstrafen werden als pädagogische Maßnahmen gefordert. An unseren Zeitplan bei den Massagen halten sich viele nicht. „Halt geben“ scheint hier unsere Aufgabe zu sein. Einfach nur da sein und Festhalten, bis das Gewebe die „Botschaft“ angenommen hat und sich entspannt. Dann geht ein tiefes Aufatmen durch die kleinen Körper.

Ein besonders auffälliger Junge aus dem Kinderheim, dessen Mutter erschossen wurde, als sie ihn im Arm hielt und dessen Vater in Srebrenica vermisst ist, hält sich an keine Regeln: „Ich komme, wann ich will.“ Darauf eingehen oder wegschicken? Ich habe ihn sehr sanft berührt, um ihm die Botschaft zu vermitteln: „Du bist auf dieser Welt willkommen.“ Anschließend lächelte er mich an: „Very good“. Mehr konnten wir uns in Worten nicht sagen.

Britt Aldenkott

... Ich behandelte oft unter den Augen mehrerer kleiner Zuschauer, und von Gekicher und Geflüster bis zu andächtiger und konzentrierter Ruhe waren alle Stimmungen im Raum vertreten. Da meine Kollegin kurzfristig ihr Kommen absagen musste, war die Zeit knapp, und ich konnte bei über 100 Kindern die meisten nur einmal behandeln ... Ich spürte, wie ihnen die Wärme meiner Hände gut tat. Beim Beinschütteln mussten sie oft lachen, und ich lachte dann einfach von Herzen mit. Es gab aber auch die Momente, ... als mir unvermittelt Schauer durch den Körper liefen, als ich in ernste, kontrollierte Gesichter mit starrenden Augen blickte und die Schwere, Ängstlichkeit und Anspannung spürte ... Am Abschiedstag konnte ich miterleben, wie sich tiefe Freundschaften zwischen den Kindern verschiedener Ethnien gebildet hatten. Sie lagen sich weinend in den Armen. Noch während ich dies nach ein paar Tagen schreibe, füllen sich meine Augen mit Tränen. Ich bin beeindruckt vom Konzept dieser Kinderfreizeiten. Danke!

Anita Wilmer

Ich habe vor dem Frühstück Qigong auf der Terrasse angeboten, zuerst kam nur das deutsche Team, aber dann kamen auch acht neugierige Kinder ... Es ist unglaublich schön im Morgenlicht dort oben über dem Meer. „Unsere“ 105 Kinder sind sehr lieb, fast schon zu brav und bemüht, immer das richtige zu tun ... Ich habe so eine Art intuitive Standardbehandlung entwickelt ... Mein Lehrer hat einmal gesagt, bei Kindern seien das Wichtigste Kopf und Bauch, aber hier sind auch Schultern und Nacken verspannt, der Blasen-Meridian genauso wie Herz-Kreislauf-Probleme, bei den Mädchen eher der Magen-Meridian, bei den Jungen eher der Gallenblasen-Meridian, vor allem Kopf und Gesicht brauchen heilende Hände, also der ganze Körper.

Johanna Stengel

Es regnet seit ein paar Tagen, die Kinder können nicht baden gehen. Nun stehen auch die Unangemeldeten Schlange vor dem Shiatsuraum. Eigentlich wollte ich mir Zeit nehmen für Milan. Er ist fünfzehn Jahre, ziemlich dick und hat keine Eltern mehr. Seine Betreuerin wollte ihn schon früher zur Shiatsu-Massage überreden, aber er hat abgelehnt. Seit zwei Tagen kommt er aber freiwillig. Er ist sehr verkrampft und reagiert auf die kleinste Bewegung mit Abwehr. Er liegt da wie ein angespanntes Tier, bereit zur Flucht. Er hat eine Narbe am Arm, deren Nähe ich nicht berühren darf. Am nächsten Tag kommt er wieder. Die Narbe sei von einem Stich, er habe sich selbst mit dem Messer verletzt. Ich bin verwirrt. Unfall? Selbstverstümmelung? Selbstmordgefahr? Ich nehme mir Zeit für Milan. Um die Unangemeldeten sollen sich die BetreuerInnen kümmern. Ich sehe und spüre, wie er sich entspannt. Er kauert nicht mehr, sondern liegt mit Bodenhaftung und genießt.

Der Abschlussabend war göttlich. Wie diese Kinder feiern können! Das Schönste waren die vor Freude blitzenden Augen von Milan. Zum Heulen schön!

Sommer 2002 in Mazedonien

Das „Wunder von Ohrid“ nannte die Presse die gemeinsamen Ferien der slawischen und albanischen Kinder im Sommer 2001, als zur gleichen Zeit die Männer beider Volksgruppen nur drei Autostunden entfernt aufeinander schossen. Ein Jahr später reisten wieder drei Gruppen mit je achtzig Kindern in die Sommerferien. Bei der „bunten Mischung“ waren die Minderheiten überrepräsentiert (albanische, türkische, serbische, vladische und Roma-Kinder). Wir hatten dieses Mal sehr viel mehr Bewerbungen als Plätze. In friedlicheren Zeiten lassen Eltern ihre Kinder eher allein in Urlaub fahren.

Deshalb war es in den ersten Tagen der drei Freizeiten etwas schwieriger mit den Kindern. Während im letzten Jahr alle TeilnehmerInnen noch gemeinsam die kriegerischen Auseinandersetzungen verfolgten und sich um ihre Familien sorgten, waren in diesem Jahr Hass, Neid und Vorurteile stärker spürbar. Durch intensive Gespräche in den Kleingruppen und bei den Mahlzeiten konnten viele Dinge geklärt werden, und ein Miteinander wurde möglich.

Die Roma-Flüchtlinge aus dem Kosovo leben in einem Camp am Rande von Skopje. Unabhängig von der Größe einer Familie steht jeder nur ein Raum von 12 m² zur Verfügung. Durch Eigeninitiative haben manche einen Vorraum aus Sperrmüll angebaut, in dem sie kochen können. Bei Regen ist das Gelände eine Schlammkuhle. Im Kosovo hatten die Roma miterleben müssen, wie ihre Häuser niedergebrannt und sie selbst vertrieben wurden, weil sie der Kollaboration mit den Serben verdächtigt wurden oder einfach nur, weil sie Roma sind. Jetzt leben sie als unerwünschte Flüchtlinge in Mazedonien, ohne Aussicht auf Anerkennung im Gastland und ohne die Möglichkeit der Rückkehr in den Kosovo.

Auch die slawischen MazedonierInnen aus dem Tetevotal (Kampfgebiet im Jahr 2001) mussten vor einem Jahr mitansehen, wie ihre Häuser von Albanern niedergebrannt wurden. Aus Sicherheitsgründen mussten sie nach Skopje fliehen. Dort leben sie in „Kollektivzentren“ (Schulen usw.) unter nicht ganz so dramatischen Verhältnissen wie die Roma-Flüchtlinge. Die Rückkehr in ihre Heimatdörfer ist noch nicht sichergestellt.

Ali ist Albaner und kommt aus einer sozial schwachen Familie. Sie mussten vor den mazedonischen Soldaten flüchten. Früher hatten seine Eltern Arbeit und konnten die Miete für eine Wohnung bezahlen, dann wohnten sie eine zeitlang unter einer Brücke, bis das Sozialamt sie in einem Kollektivzentrum unterbrachte.

Bei den Freizeiten gehören Kinder dieser verschiedenen Ethnien zusammen einer Kleingruppe an. Sie lernen dabei, dass es nicht nur ihrer eigenen Bevölkerungsgruppe bzw. einzelnen Familien schlecht geht, sondern dass sie alle ein ähnliches Schicksal erleiden müssen.

Es war ein verregener und kühler Sommer. Sehr ungewöhnlich für dieses Land. Für die TeamerInnen war das eine Belastung bis an ihre Grenzen, weil sehr viel mehr Programm in Räumen stattfinden musste, und der beliebte Sport, der Strandaufenthalt und die Spaziergänge oft buchstäblich ins Wasser fielen.



Bild: Feldpost aus Mazedonien

Jeder Sonntag wurde genutzt für Aktivitäten im Freien. Die Ausflüge mit dem Schiff nach Sveti Naum und Ohrid waren besondere Erlebnisse. Viele Kinder waren noch nie im Zoo gewesen oder mit einem Bus gefahren. Nun sollten sie sich auf ein großes Schiff wagen, da waren viele Ängste zu überwinden. Und das nicht nur bei den Kindern sondern auch bei den TeamerInnen. Mitgefahren sind schließlich alle, und mit viel Gesang wurde die Angst besiegt.

Die Geburtstagsparties am Schwimmbecken und die Discoabende waren sehr beliebt. Alle Kinder und BetreuerInnen tanzten Arm in Arm die auf dem Balkan üblichen Rundtänze, gleichgültig, ob es mazedonische, albanische, türkische oder Roma Musik war.



In den Workshops gab es zu Anfang Probleme. AlbanerInnen wollten nicht neben Roma sitzen, (slawische) MazedonierInnen nicht neben Albanern usw. Bei manchen Spielen mussten sie sich anfassen, was vielen zunächst nicht möglich war. Durch Gespräche in den Kleingruppen verschwand dieses Problem allmählich, und zuletzt waren überhaupt keine Unterschiede mehr spürbar.

Eine Neuheit war in diesem Jahr die Shiatsu-Massage. An jeder Freizeit nahm eine deutsche Therapeutin teil. Für die Kinder war es anfangs nicht vorstellbar, sich anfassen zu lassen. Hände bedeuteten für viele Schläge und Gewalt.

Durch die TeamerInnen konnten Kinder gefunden werden, die den Anfang machten. Diese kamen ganz begeistert in die Gruppen zurück, und so wollten immer mehr Kinder zur Massage. Trotzdem waren einige besonders problematische Kinder nur schwer davon zu überzeugen, dass Hände nicht nur schlagen sondern auch beruhigen und heilen können.



Helga Krimphove

Shiatsu-Massagen

Dies ist meine erste Reise nach Mazedonien, allerdings bin ich schon sechsmal nach Živogošće gefahren, um als Shiatsu-Therapeutin die „Ferien vom Krieg“ zu begleiten. Dabei habe ich psychisch und körperlich gepeinigte Kinder erlebt, die auf jede Berührung mit ängstlicher Abwehr reagieren.

So war es auch mit Dario. Er ist 12 Jahre alt und nimmt mit seiner Schwester Daria an dieser Freizeit teil. Die Zwillinge sind Waisenkinder und leben in einer Pflegefamilie. Bei der Ankunft und Zimmerverteilung stellte sich heraus, dass die beiden es gewohnt sind, in einem Raum zu schlafen, und das wollten sie auch hier. Da Mädchen und Jungen getrennt zu viert in den Zimmern untergebracht sind, war das unmöglich. Es stellte sich heraus, dass Dario gewohnt ist, von seiner Schwester regelrecht betreut zu werden. Daria legt ihm z.B. die Kleider zurecht und erinnert ihn abends an

seine Windel, denn Dario ist Bettnässer, wie viele traumatisierte Kinder bei den „Ferien vom Krieg“.

Die Geschwister sind hochgewachsen, haben einen langen Rumpf und lange Gliedmaßen, die erschreckend dünn sind. Das Mädchen kam gleich zu Anfang zu mir zur Behandlung. Sie reagierte recht auffällig, am Rücken konnte ich sie kaum berühren, weil es so sehr kitzelte. Dies ist energetisch eine dem Schmerz ähnliche Empfindung, die Nerven der betreffenden Person sind extrem angespannt. Die Behandlung erfordert eine zielsichere, klare Berührung. Danach verlief die Behandlung des Mädchens in einem normalen Rahmen, es war mir möglich, sie in eine tiefe Entspannung zu führen. Anders bei ihrem Bruder.

Dario reagierte erst einmal abweisend auf das Angebot, weil aber viele andere Kinder scharf auf einen Termin waren, wollte er dann doch kommen. So lag er dann schließlich auf der Matte. Allerdings war es fast nicht möglich, ihn zu berühren. Er zappelte unter meinen Händen, wurde völlig unruhig, richtete sich halb auf und sagte mir schließlich, er müsse jetzt zum Sport. Ich versuchte ihm klarzumachen, dass jetzt nicht die Zeit für Sport, sondern für Entspannung sei. Aber er blieb ausgesprochen unruhig. Ich probierte es mit einem bestimmteren Tonfall, merkte dann aber gleich, dass er darauf ängstlich reagierte. Also begleitete ich ihn zur Tür. Er hatte seine Brille vergessen. Später sagte ich ihm, wo er die Brille finden könne. Ich wollte, dass er sie sich selbst aus dem Shiatsu-Zimmer holte, damit er sah, dass er dort ein- und ausgehen konnte, wie es ihm gefiel. Das klappte dann auch.

Nach dieser Behandlung war Dario sehr anhänglich. Wenn er mich traf, umarmte er mich, allerdings auf eine für mich etwas unangenehme Art, klammernd, besitzergreifend, fast erdrückend. Ein paar Tage später brachte Ellen ihn zu mir. Weil er ihr besonders aufgefallen war, hielt sie eine Shiatsu-Behandlung für angebracht. Er legte sich auf die Matte. Oh je, was soll ich bloß mit diesem Kind machen?!

Als ich ihn berührte, hatte ich die Idee: Ich machte Geräusche, quiet-schende, brummende, summende, knatschende Geräusche, begleitend zu der jeweiligen Art der Berührung. Nun war es nicht mehr einfach zu unterscheiden, warum er giggelte und gluckste. Kam es von der Berührung, oder amüsierte er sich gerade über die Geräuschkulisse? Allmählich wurden seine Reaktionen leiser und ruhiger. Sein Körper entspannte sich merklich. Nach der Behandlung waren wir beide zufrieden und ruhig.

Später traf ich ihn bei seiner Gruppe. Er umarmte mich wieder. Allerdings war die Geste verändert, viel sanfter und zärtlicher. Dario wollte am nächsten Tag wieder zur Shiatsu-Massage kommen. Dieses Mal wurde es eine ganz normale Behandlung. Dario glitt schon bald in tiefe Entspannung.

Ich erfahre immer wieder durch die BetreuerInnen vom Schicksal der Kinder. Manchmal denke ich: Es ist gut, dass sie nicht selbst mit mir sprechen können über das, was sie erlebt haben. Es würde sie sicher sehr aufwühlen, und, ehrlich gesagt, reicht mir auch schon das, was ich fühle, wenn ich die Kinder berühre: Angst, Verzweiflung, Trauer, Wut ...

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Komitee für Grundrechte und Demokratie
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

email: Grundrechtekomitee@t-online.de

web-Seite: <http://www.Grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618



Im Sommer 2002 hat das Komitee für Grundrechte und Demokratie im neunten Jahr, mit der Hilfe vieler Spenderinnen und Förderer der Komiteearbeit, die Aktion „Ferien vom Krieg“ veranstaltet. 1.550 Kinder, Jugendliche und ihre BetreuerInnen aus allen Kriegsgebieten Bosniens, Kroatiens, Kosovos, Mazedoniens und Serbiens sind gemeinsam mit den Kindern der angeblichen Feinde ans Mittelmeer gefahren und haben zusammen Spaß gehabt. Dabei erfuhren sie, dass „die anderen“ ebenso leidvolle Erfahrungen gemacht haben wie sie selbst, dadurch wurden „ganz nebenbei“ wechselseitige Schuldzuweisungen und Vorurteile abgebaut.

Wie durch ein Wunder sind in den letzten neun Jahren die 15.125 TeilnehmerInnen der Aktion „Ferien vom Krieg“ gesund und erholt nach Hause zurück gefahren.

Darüber hinaus haben sich im Sommer 2002 siebenundneunzig Jugendliche und junge Erwachsene aus Israel und Palästina (aus Jerusalem und der Westbank) in drei Gruppen in Deutschland getroffen. Diese Begegnungen waren sehr schwierig und für manche TeilnehmerInnen auch gefährlich. Das Ergebnis des schwierigen Prozesses formulierte eine Teilnehmerin so:

***„Wir können miteinander leben!
Das ist eine phantastische Erfahrung.“***

Die humanitäre und friedenspolitische Aktion „Ferien vom Krieg“ soll auch im Sommer 2003 fortgeführt werden. Kindern und jungen Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien und dem Nahen Osten wollen wir, mit Hilfe der Spenden vieler „FerienpatInnen“, zwei unbeschwerte Wochen schenken und Schritte auf dem Weg in eine friedlichere Zukunft ermöglichen. Frieden kann nicht herbeigebombt werden, er muss von unten wachsen.